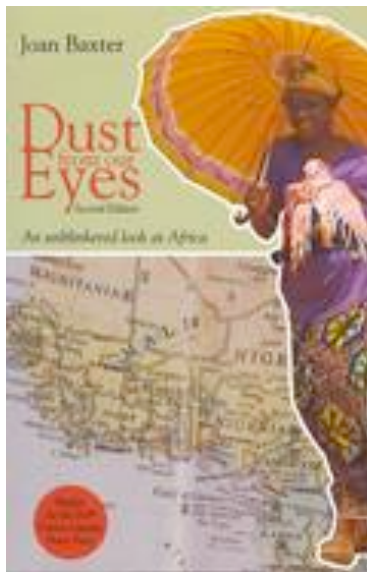


Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.



## Joan Baxter **“Mit offenen Augen - Afrika ist anders“**

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel „**Dust from Our Eyes: An Unblinking Look at Africa**“ bei Wolsak and Wynn Publishers

© Joan Baxter, 2010

---

### **Einleitung**

Übersetzung von Maren Altenbach

*Bei deinen Gestalten musst du immer die hungernden Afrikaner einbeziehen, die nahezu nackt die Flüchtlingscamps durchwandern und auf die Mildtätigkeit des Westens warten.*

*Tabu-Themen: Gewöhnliche häusliche Szenen, Liebe zwischen Afrikanern (solange es sich nicht um einen Todesfall handelt), Bezug auf afri-*

*kanische Schriftsteller oder Intellektuelle, Erwähnung von Schulkindern, die nicht an Frambösie, an Ebola oder weiblicher Genitalverstümmelung leiden...*

Binyavanga Walnana (1)

Ein westafrikanisches Sprichwort empfiehlt dir: Warte, ehe du losläufst, um das Stroh aus deines Nachbarn Auge zu wischen, und entferne erst den Staub aus deinem eigenen. Es gibt viele Szenarien, die dieses bisschen afrikanische Weisheit vernachlässigten und sich deshalb bis heute auswirken. Viele sind dem herzförmigen Kontinent nicht gerade zuträglich.

Kürzlich, bei einer Runde zur Internationalen Entwicklungswoche an der Saint Mary's University in Halifax, Nova Scotia, sprach ich über den großen Reichtum an Wissen in Afrika, und warum er so oft ignoriert oder verunglimpft wird von Fremden, die den Kontinent nach ihrer eigenen Vorstellung zu entwickeln versuchten. Ich illustrierte diesen Punkt mit Fotos von Afrikanern in vielen Lebenssituationen, viele davon tüchtige und kräftige Bauern, die in die Kamera strahlten oder mit Stolz auf ihre Ernte wiesen. Die Vorführung warf ein Schlaglicht auf Afrikas unterschätzte historische Kultur, seinen Reichtum und sein landwirtschaftliches Wissen, untermalt von einem Medley wunderschöner afrikanischer Musik.

Hinterher sprach mich ein mittelalterlicher Mann in Bluejeans an. Die Unterhaltung ging etwa folgendermaßen: „Ihre Bilder“, begann er zögernd, „ich meine, sie waren anders. Waren sie aus einem speziellen Teil von Afrika?“

„Nein“, sagte ich. Die Fotos waren ganz zufällig gemacht worden auf Farmen, in Dörfern und in Städten sechs unterschiedlicher Länder des Kontinents.

„Aber war das eine bestimmte Gruppe von Leuten?“

„Oh, nein“, sagte ich. „Das waren ganz gewöhnliche Alltagsszenen von afrikanischen Bauern und in vielen verschiedenen Orten in Afrika. Sie waren wahrscheinlich sehr typisch.“

Er nickte langsam. „Ich habe niemals Bilder von Afrikanern gesehen, die so gut aussahen wie diese hier“, sagte er schließlich als er sich umdrehte und ging.

Im Mai 2000 knallte der *Economist* die Worte „Der hoffnungslose Kontinent“ über sein Cover, und kein Leser musste nachsehen, welchem Kontinent diese Art von Magazin seine Aufmerksamkeit widmete. Die Medien hatten dazu beigetragen, das rassistische Stereotyp von Afrika als „hoffnungslos“ zu verewigen und die hartnäckige - lächerliche - Bezeichnung des Kontinents als „dunkel“. (2) Afrikas früherer BBC-Korrespondent, George Alagiah, sah es so: „Für die meisten Leute, die ihr Weltbild vom Fernsehen beziehen, ist Afrika ein weit entfernter Ort, wo die guten Menschen hungern, die schlechten Menschen das Regiment führen und Chaos und Anarchie die Norm sind.“ (3)

Die größeren nordamerikanischen Sender pflegen selten Nachrichten von Afrika zu bringen, und wenn sie es tun, sind sie unvermeidlich verkürzt auf das Schlimmste vom Schlimmen. Die meisten Geschichten deuten an, dass es sich dabei um etwas angeboren Brutales handelt in einer bestimmten Gruppe afrikanischer Menschen. Sie würden wahrscheinlich Folgendes nicht fragen oder beantworten: Warum ist das geschehen? Es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass jemand, der in Nordamerika zur Haupteinschaltzeit fernsieht, viele Berichte über positive Dinge zu sehen bekommt, die Afrikaner der Welt mitteilen können.

Die guten Absichten von Außenstehenden erhalten mehr Medieninteresse als die von Afrikanern selbst. Ich erinnere mich an ein Radio-Interview mit dem Leiter eines Teams gut betuchter Kanadier, die das Abenteuer einer Kilimandscharo-Besteigung angehen wollten. Doch das war nicht alles, warum die tansanische Safari präsentiert wurde. Offenbar war sie ein altruistischer Akt; die Teilnehmer hatten sich mit einer Gruppe zusammengetan, die spektakuläre Bergbesteigungen organisierte, um Gelder für wohltätige Zwecke zu sammeln. Die Einnahmen ihrer Afrikareise, die aus Spenden stammten, würden an Wohlfahrtseinrichtungen gehen.

Ich erwartete seine Antwort auf einige der Fragen, die mir in den Sinn kamen - zugegebenermaßen ein bisschen unrealistisch nach all meinen Jahren in Afrika. Ich wollte zum Beispiel wissen, wie viel der Trip pro Person kosten würde; ich schätzte um die 5.000 US Dollar (oder mehr). Ich wollte hören, wie viel für Wohltätigkeit übrigbleiben würde nach den Kosten für ihr Abenteuer, für welche Art Wohltätigkeit und in welcher Absicht. Ich wollte wissen, was die Kanadier wussten von Afrika und seinen Menschen. Und, wohl gegen alle Vernunft, hätte ich gern eine Kalkulation der Umweltkosten gehört für solch einen langen Flug und die Besteigung eines Berges, der bereits an den Folgen des Klimawechsels leidet, ganz real sichtbar auf dem Gipfel des Kilimandscharo, dessen Gletscher schmilzt. Doch das Interview endete ohne Antwort auf solche Fragen.

Störrisch wie ich bin, hinterfrage ich die ethischen Grundlagen für solche teuren, in den Mantel der Mildtätigkeit gehüllten Unternehmungen, besonders, wenn das Reiseziel Afrika ist und die Spenden für Afrikaner bestimmt sind. Die Einnahmen dieser speziellen Afrika-Expedition galten kanadischen karitativen Einrichtungen.

Eine andere Art von Mediengeschichten aus Afrika ist die von Tiefpunkten in den Anstrengungen engagierter Entwicklungs- und Notfallhelfer, die in Afrika die Misere der dortigen Bevölkerung zu lindern versuchen. Doch diese Helfer - oder zumindest ihre Organisationen - sind generell nicht afrikanischen Ursprungs. Der Held oder die Helden solcher Reportagen sind für gewöhnlich Leute aus westlichen Ländern.

Es ist nichts grundsätzlich falsch an Reportagen, die guten Werken von Außenseitern in Afrika applaudieren. Aber sie zeigen einen schiefen Blick. Viel mehr Afrikaner als Fremde leisten gute Arbeit für ihren Kontinent. Ich bin Journalistin mit Interesse an Afrika, darum würde ich gern eine Menge mehr Berichte in den Medien sehen über den Kontinent, denn der ist unglaublich komplex, faszinierend und vielseitig. Mehr und bessere Berichterstattung würde der Außenwelt helfen den Kontinent zu

verstehen, seine Triumphe wie seine Probleme, und vielleicht Menschen ermutigen, die Afrikaner im Bemühen um Lösungen für ihre eigenen Probleme zu unterstützen und, noch wichtiger, die Politik innerhalb und außerhalb des eigenen Landes gründlich unter die Lupe zu nehmen. Unsere Top-Medien täten gut daran, sich an den „Pambazuka News“ zu orientieren, nämlich an gut informierten Reportagen über Afrika, hauptsächlich geschrieben von afrikanischen Journalisten und Autoren oder anderen mit gründlicher Kenntnis des Kontinents. Wir könnten auch ein paar – oder ein paar hundert – Bücher nutzen, wie Stephanie Nolen's *28: stories of AIDS in Africa*. Diese Bücher bringen afrikanische Stimmen und Tatsachen zu den Menschen außerhalb des Kontinents. Sie verwandeln bedeutungslose Statistiken, Hauptstütze der Nachrichten, in dreidimensionale Menschen, die sich mutig den vielen Hindernissen stellen. (4)

Die größten Medien der Welt - besonders die, die Nordamerika mit Geschichten füttern - sind knapp an afrikanischen Korrespondenten. Sie sind gleichfalls knapp an afrikanischen Redakteuren und Verlegern, die eine tiefere Kenntnis der Kernprobleme des Kontinents haben. Manche dieser Probleme sind historisch bedingt - das frühere Unrecht, das Afrika von der Hand der Sklavenhändler, der Kolonialherren und der neo-kolonialen „Freunde“ und „Helfer“ erlitten hat. Manche dieser Helfer aus jüngster Zeit kommen mit guten Absichten. Doch manches Mal haben diese blinden guten Absichten den Weg zu mehr Abhängigkeit, Konfusion und noch größeren Problemen gepflastert.

Andere im Geschäft der Afrikahilfe sind nicht voll guter Absicht. Sie mögen ihr Eingreifen als wohlmeinend und hilfreich maskieren und mit der öffentlichen guten Absicht spielen, während sie tatsächlich nur Eigeninteresse antreibt. Diese Gruppen sind vielmehr damit beschäftigt, ein Zusammenspiel politischer Verhältnisse zur erneuten Fesselung Afrikas zu schaffen, um es wieder an rigide und ungesunde ökonomische und politische Programme anzupassen - mit wachsenden Profiten daheim.

Der Versuch, Afrika weibliche Hygieneprodukte aufzudrängen, ist ein gutes Beispiel für solche „Fürsorge“. Proctor & Gamble companies, Always Canada, Tampax und Being Girl haben ein Projekt namens „Protecting Futures“ mit einem „Pad Program“ zur Versorgung afrikanischer Frauen mit Hygienebinden. (5) Wohlmeinende Verbraucher in der reichen Welt sind aufgefordert, sich dem Unternehmen anzuschließen, denn, so tönt die Website von Always Canada: „Es ist großartig, wenn man bedenkt, dass ein kleiner Gegenstand wie eine Binde solch eine dramatische Auswirkung auf das Leben von jemandem haben kann.“ Übertreibung natürlich, aber ebenso Täuschung westlicher Konsumenten, deren gute Absicht geködert wird von Unternehmen, die vorgeben, der Kauf (von Tampons und Binden) sichere irgendwie die Zukunft eines afrikanischen Mädchens. Tatsächlich wird es „dramatische Auswirkungen“ geben. Es wird steigende Gewinne für die Unternehmen durch Erschließung neuer Märkte geben und neue Abhängigkeiten von importierten, teuren und umweltschädlichen Konsumartikeln in Afrika, während die guten traditionellen Methoden (Stoffstücke) plötzlich altmodisch und minderwertig scheinen sollen. (6)

Ein erfundenes Problem mit einer lukrativen Lösung (für westliche Unternehmen). Stroh und Staub.

Europa und Nordamerika haben nie die Einrichtung von „Wahrheits- und Schlichtungs-Kommissionen für nötig gehalten, um ihre eigene Außenpolitik zu überprüfen, weder in der Vergangenheit noch heute. Weder wurden die Schandtaten offengelegt zur Untersuchung und vollen öffentlichen Diskussion, die der Welt aufgezwungen wurden während der Jahrhunderte, als Europa andere Länder stahl und neue Kontinente besiedelte, noch die jüngeren neo-kolonialen Eingriffe zur Verbreitung des „Desaster-Kapitalismus“, wie in Naomi Kleins Buch „Die Schock-Doktrin“ beschrieben. (7) Klein dokumentiert die weltweite Aufbüdung unpopulärer ökonomischer Reformen im Sinne Milton Friedmans, die die Reichen und Mächtigen begünstigen. Die gesetzliche Verfügung solcher monetären Reformen bedarf rücksichtsloser politischer Unterdrückung, um jeden Widerstand normaler, durch das ökonomische Dogma benachteiligter Menschen zu unterbinden.

In Anbetracht dessen, dass der Großteil der Welt das sub-saharische Afrika als ein nie endendes Desaster betrachtet und in Anbetracht der schwachen und verarmten Staaten der Region, mit Präsidenten, die sich enthusiastisch den Vorgaben der ökonomischen Reform (oder anderem) unterwerfen, war Afrika eine leichte Beute von Desaster-Kapitalisten der Weltbank und ihrer International Finance Corporation (IFC), des International Monetary Fund (IMF), der westlichen Geberländer, die das Land in hohem Maße kontrollieren, und anderer Gläubiger und Kreditgeber. Die Pfeiler dieses Desaster-Kapitalismus, die Klein „die Dreieinigkeit des freien Markts“ nennt, sind Privatisierung, Deregulierung und Kürzung der staatlichen Sozialbudgets. Diese neoliberalen oder marktfundamentalistischen Strategien installierten innerhalb von drei Jahrzehnten das alles bestimmende ökonomische Dogma in Afrika - wie rund um die Welt - mit dem Ergebnis wachsender Distanz zwischen Reich und Arm. Um 2006 besaßen zwei Prozent der Weltbevölkerung die Hälfte des globalen Reichtums. (8)

Ökonomische Reformen entstehen nicht in Isolation. Um sie durchzusetzen braucht man auch in Afrika, wie überall, gleichgesinnte und willfährige Führer, die jedoch nicht willfährig oder sanft sind, wenn die Leute auf den Straßen gegen steigende Preise, Arbeitslosigkeit und wachsende Armut protestieren. Manche dieser afrikanischen Führer sind in keiner Weise gute Führer, und sie könnten sich wohl kaum sehr lange an der Macht halten ohne ihre Freunde im Westen und, neueren Datums, ihre neuen Freunde im Osten. Tatsächlich wären manche niemals an die Macht gekommen ohne ihre fremden Freunde; ein Gutteil von ihnen hatte auch davor keine überragenden Positionen innegehabt.

Die heutige Situation in Afrika ist nicht allzu verschieden von der, die Ende des 19. Jahrhunderts von Belgiens König Leopold kreiert und von Adam Hochschild so bildlich genau und kraftvoll geschildert wurde. (9) Leopold gelang es, seine Geldgeber in Europa und den Vereinigten Staaten davon zu überzeugen, dass seine brutale Plünderung des Kongo nicht etwa Plünderung war, sondern ein humanitärer Einsatz zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur „Zivilisierung“ der Eingeborenen.

Sprache und Methoden haben sich geändert, und gewiss ist der Imperialismus inzwischen subtiler (und oft verschleiert), aber das Resultat ist das gleiche - Afrikaner als Figuren in einem diabolischen Schachspiel, bei dem der Sieger alle einsackt.

Paradoxerweise ist Afrika gelähmt durch seine Schulden beim Westen, wo doch der Westen Afrika so viel schuldet. Gerald Caplan beschreibt das leidenschaftlich: „Wir sollten zurückgeben, was wir geplündert und erbeutet und gestohlen haben. Bis wir über die Beziehung des Westens zu Afrika aufrichtig nachdenken, bis wir eine realistische Bestandsaufnahme machen, bis wir uns unserer unermesslichen Schuld und unserer Teilhaberschaft an dem schrecklichen Zustand Afrikas bewusst sind, bis dahin werden wir fortfahren - auf unsere sorgende und mitfühlende Weise - eine Politik zu betreiben, die diesen Zustand nur immer schlimmer macht.“ (10)

„Im April dieses Jahres (2008) erwischte ich ein Replay von *Idol Gives Back*, eine Aufnahme aus der Reality TV Singing Competition namens *American Idol*, schreibt die Journalistin und Musikerin Khadija Sharife. „In weniger als einer Stunde brachte es die Show fertig, 18 Millionen US Dollars für benachteiligte afrikanische und nordamerikanische Kinder und Familien einzusammeln. Die gezeigten Bilder waren überzeugend, zerlumpte Kleidung, verhungerte Babys, Macheten, Gewehre, Vergewaltigung und Hunger - sie erwähnten nicht, dass Afrika immerhin der Ort ist, wo multinationale Konzerne ihr Koltan, Öl, Gas, Uran, Gold, Diamanten, Kupfer und andere strategisch wichtige Minerale gewinnen. Sie sagten nicht, dass Afrika ein reicher Kontinent ist, dessen Menschen merkwürdigerweise „arm“ sind, und warum sie arm sind!“ (11)

In diesem Buch werfe ich einen Blick auf diesen Widerspruch und auf das, was den Westen gleichzeitig schuldig und zum Komplizen gemacht hat. Ich untersuche einige westliche Interventionen, die - oft verdeckt oder zumindest „leise“ - einen Führer oder eine politische bzw. ethnische Gruppe vor einer anderen begünstigt haben. Interventionen, die jene bewaffnen und bereichern, die westliche Interessen vorantreiben, sich in afrikanische politische und ökonomische Angelegenheiten einmischen und Abhängigkeit, Hoffnungslosigkeit, Uneinigkeit und Schmerz verbreiten.

Afrika ist voll von Leid. Manches davon ist selbstverursacht, und wenn ich auf dieses Leid auch nicht den Fokus setze, habe ich doch nicht die Absicht, die Tragödien zu verharmlosen, die dadurch ausgelöst wurden. Diese Tragödien aus ethnischem Hass können zu Völkermord, zu Habgier und Korruption führen und treiben afrikanische Eliten dazu, die Verbrechen der Kolonialzeit an ihren eigenen Völkern weiter zu verüben, oder sie bringen das Elend zerstörten oder verlorenen Lebens aus Mangel an ein paar Dollars für Schule oder medizinische Hilfe und das große Desaster von HIV/AIDS mit den Leiden und Härten in seiner Folge. (12)

Mehr als ein Vierteljahrhundert lang habe ich in Afrika gelebt und gearbeitet und währenddessen viele soziale Missstände und Verbrechen gesehen, die Afrikaner zu verantworten hatten. Ich habe meinen Weg gesucht durch Dörfer, wo der Gestank von Tod wie Höllenatem in meinen Lungen brannte, umgeben von verstümmelten Kinderleichen nach Überfällen im Norden Ghanas oder vorbei an Leichen in

Massengräbern oder Brunnen in der Elfenbeinküste. Junge Männer, total erschöpft und ausgehungert, beladen mit Granaten und Gewehren und völlig euphorisch, erklärten mir, sie seien unbesiegbar wegen ihres magischen Zaubers und sie hätten „noch nicht genug getötet“.

Ich habe auch afrikanische Führer getroffen und interviewt, die mir Gänsehaut machten. Unter ihnen der frühere Premierminister von Ruanda, Jean Kambanda, der wegen Völkermordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in seinem Land eine lebenslange Strafe in einem Gefängnis in Mali verbüßt. Vom United Nations Development Program (UNDP) wurde ein spezieller Flügel an das andernfalls unzulängliche Gefängnis gebaut für sechs verurteilte Völkermörder, was 40.000 US Dollars kostete und ihnen Komfort und Privilegien bot, die keinem kleinen Dieb zugestanden worden wären, nicht einmal der Mehrzahl der malischen Bevölkerung. Als ich Kambanda interviewte, weigerte er sich, seine Verbrechen zuzugeben. Stattdessen befigerte er das goldene Kruzifix an seinem Hals und beklagte sich bitterlich über das Essen und die Hitze im Gefängnis von Bamako.

Ein weiterer war der blasierte und unheimliche liberianische Präsident, Charles Taylor, der meine Fragen auf einem thronähnlichen Bambussessel sitzend beantwortete, während weibliche Jünger fächernd zu seinen Füßen knieten. Taylor muss sich nun wegen Kriegsverbrechen verantworten vor dem von den United Nations unterstützten Special Court for Sierra Leone.

Dann ist da noch Blaise Compaoré, Präsident von Burkina Faso, der in die Ermordung seines Vorgängers, des dynamischen jungen Präsidenten Thomas Sankara, verwickelt war, wie auch in Waffenschiebung und Diamantenhandel, was die Konflikte in Liberia, Angola und Sierra Leone verewigte. (13) In der unheimlichen Stille eines Hochsicherheitstrakts in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, nur wenige Wochen nach Sankaras Tod 1987, entließ Compaoré seine Bodyguards und begrüßte mich mit einem scheußlichen Verführungsversuch, wobei er meinen Arm packte und streichelte und mir erzählte, es habe viel zu lange gedauert bis ich gekommen sei, ihn zu interviewen. Eine Journalistin einer bekannten französischen Zeitung erlitt ein schlimmeres Treffen mit ihm und eilte, immer noch schluchzend, geradenwegs zum Flugplatz und einem Flug zurück nach Frankreich. Compaoré, der Mann, den seine eigenen Leute einst „die Schlange im Gras“ nannten, angeblich verwickelt in Mord, illegalen Waffen- und Diamantenhandel und zahllose Menschenrechtsverletzungen, ist heute noch an der Macht, ist einer von Washingtons Verbündeten und guten ‚Freunden‘ auf dem Kontinent.

Es gab unzählige Tage in Afrika, an denen ich verzweifelte über Korruption, unnötigen Hunger, Krankheit und Konflikte, die absolut nichts lösten und verzweifelte Afrikaner gegeneinander aufbrachten. Doch das sind Storys, die sich gut verkaufen, dies sind die Tragödien aus Afrika, die unsere Bildschirme füllen und die Cover unserer Zeitschriften beherrschen. Ich selbst habe eine Menge davon verkauft. Sie haben einen arg verzerrten Blick auf den Kontinent zur Folge gehabt, und sie erzählten wohl kaum das vollständige *Wie* und *Warum* einer Tragödie.

Afrika ist jahrelang in den Krokodilstränen von Politikern und Führern ertrunken. Sie flossen wie saurer Regen Anfang 2008, als Präsident George W. Bush, dessen Popularität zuhause am Tiefpunkt war, einen Trip nach Afrika - eine „Reise des Mitleids“ - unternahm und verkündete, sein Herz bräche beim Anblick an Malaria sterbender Kinder. Hatte George W. Bush oder sein Ghostwriter jemals ein Kind an Malaria sterben sehen? (14)

Seine drakonischen Maßnahmen zur Rücknahme amerikanischer Unterstützung für Gesundheitsprogramme, die geholfen hätten, Mütter- und Kindersterblichkeit zu vermindern durch den vollen Einsatz nachhaltiger Gesundheitserziehung, von Kontrazeptiva und Abtreibung, trugen bei zu der demographischen Zeitbombe, die auf Afrika zukam, und zum Leid einer großen Zahl von Frauen und unterernährten Babys auf dem Kontinent. (15) Afrikas Bevölkerung hat sich mehr als verdoppelt seit ich 1982 zum ersten Mal hinging, vervierfacht seit 1955, und es gibt einfach keinen Weg, der ökonomisches Wachstum, Erziehungs- und Gesundheitseinrichtungen, Infrastruktur und Beschäftigungsgrenzen mit solch rapidem Bevölkerungszuwachs in Einklang bringen könnte. Jahrzehntelange Predigten fundamentalistischer Christen und katholischer Missionare gegen Kontrazeptiva haben viele afrikanische religiöse und politische Amtsträger überzeugt, dass Familienplanung eine Sünde sei, und dadurch ihren Tribut gefordert. Ich kann die Male nicht zählen, wo einfache afrikanische Frauen, umgeben von Schwärmen kleiner Kinder, die sie liebten, aber nicht ernähren oder erziehen konnten, mich fragten, ob ich ihnen nicht helfen könne, weitere Schwangerschaften zu vermeiden. Mädchen aufzuklären, ihnen Wissen über Gesundheits- und Schwangerschaftskontrolle - und Kontrazeptiva - anzubieten, ist der richtige Weg, um die Zahl ihrer Kinder zu begrenzen und ihre eigene Gesundheit und die ihrer Kinder zu erhalten. (16)

Manche Bürger in den westlichen Ländern meinen, ihre Entwicklungshilfe sei Wohltätigkeit und damit „helfe“ der reiche Norden dem armen Süden. Das ist nicht ihr Fehler. Das ist ein bequemer Mythos, verbreitet von westlichen Regierungen und Kreditanstalten, um ihre mildherzigen und gütigen Bürger glücklich zu machen, obwohl er nicht wirklich wahr ist. Die von Norden nach Süden fließenden Hilfsmittel sind nur ein kleiner Teil dessen, was in die andere Richtung fließt durch „unfaire Handelsabkommen, ausbeuterische Transferkosten und Kapitalflucht“, ganz abgesehen von den Kosten für all die technischen Experten aus der reichen Welt, die den Großteil - manchmal den ganzen - der offiziellen Hilfsbudgets einstecken, von denen die Steuerzahler angenommen hatten, sie seien zur Hilfe für die armen Menschen in Afrika bestimmt. (17)

Ich untersuche nur ein paar Mythen in diesem Buch und stelle eine Menge Fragen, und manchmal habe ich keine logischen oder befriedigenden Antworten. Wie können zum Beispiel westliche Wohltäter afrikanische Probleme zu lösen helfen, wenn so viele von ihnen ihre Wurzeln in den Hauptstädten der großen Weltwirtschaftsmächte haben, viele von ihnen im Westen, wie ich in meinen Jahren als Berichterstatterin über solche Probleme erfuhr? Was verliert Afrika auf dem Weg zu Wohlstand und Wissen, und warum? Was wird das Schicksal der afrikanischen Menschen sein in diesem Jahrhundert, in dem ihre Wasserressourcen dahinschwanden wegen des



Klimawandels, einer globalen Katastrophe, für die Afrika so gut wie gar nicht verantwortlich ist? Wie können westliche Länder sich „Geber“ nennen, wenn sie doch in Wirklichkeit Schuldner sind und viel mehr aus Afrika herausgezogen haben an Kreditzinsen, betrügerischen Handelsbedingungen, natürlichen Ressourcen und billigen Rohstoffen als sie jemals zurückgeben könnten? (18)

Während ich schreibe, tobt ein weiteres Gerangel um Afrika. Die Vereinigten Staaten und ihre westlichen Verbündeten (besonders ihre multinationalen Korporationen) legen sich mit China an in einem wütenden Kampf um afrikanisches Öl und andere Ressourcen und die politischen Allianzen, die ihnen Zugang dazu bieten. Die Konkurrenz zwischen dem Westen und China - eine Seite so raubgierig wie die andere - manifestiert sich als eine neue Version des Kalten Krieges auf dem Kontinent. Indien ist ebenfalls involviert in Afrika auf der Suche nach Öl, Gas und anderen natürlichen Ressourcen. (19) Dann gibt es noch den neuen Wettlauf auf Afrikas Farmland. Diejenigen, welche diesen Trend anschieben, sind globale Eliten, Investoren und Banker, Finanzlords und Korporationen und Nationen aus dem Norden wie aus dem Süden. Sie haben ihre Augen auf der einzigen Form von Kapital, die Afrika noch immer sein eigen nennen kann, sein weites fruchtbares Land, auf dem fremde Banken, Investmentfonds, Konzerne, Länder und Billionäre gigantische industriell betriebene Farmen errichten wollen, um riesige Mengen von Nahrung und biologischem Kraftstoff zu produzieren. Für den Export. Für den Profit.

Die letzte Machtübernahme von Afrika ist eine tragische Fortsetzung seiner plagenreichen Geschichte. Zuerst kamen Jahrhunderte der Ausbeutung menschlicher Ressourcen des Kontinents, von Millionen Menschen, die als Sklaven in die Neue Welt verschifft wurden, um auf Plantagen zu schuften und die Landbarone beider Amerikas zu bereichern. Dann kam ein Jahrhundert kolonialer Plünderung von Afrikas kostbaren Mineralien, von Edelsteinen und Bauholz. Darauf folgten die Jahrzehnte des Neokolonialismus, als der Kalte Krieg sich auswirkte und der Run auf das Öl eine ganz große Rolle zu spielen begann. Das Plündern wurde weitgehend angestiftet und unterstützt durch politische Einmischung (die oppositionelle nationale Führer ausschaltete oder absetzte), durch Währungspolitik (strukturelle Angleichung und Kaufkraftminderungssysteme), ausgeheckt von den sogenannten „Geberländern“ der G8 und ihren Bretton Woods-Alliierten, und liberalisiertem Handel, der Afrikas Türen weit öffnete für Ausschusswaren und -lebensmittel. All das stürzte den Kontinent in Schulden und Abhängigkeit und machte ihn zur Marionette fremden Kapitals. Es machte ihn reif für die Desaster-Kapitalisten, für solche, die den Klimawandel negierten, die Nahrungs- und Finanzkrisen anzettelten und sich daranmachten, reichlich von den Zusammenbrüchen zu profitieren. Sie schnappten sich Land für Auslandsfarmen und erpressten immer weniger Regulierung, um ihre wilden Spekulationen im Griff zu behalten.

Die Öffentlichkeit soll glauben, dass dasselbe alte Finanzsystem, das die Klima-, Nahrungsmittel- und Finanzkrisen verursacht hat, sie retten kann. Doch Ronald Wright stellt fest: „Der große Irrglaube des Monetarismus ist, vorauszusetzen, die Erde sei unerschöpflich und das Wachstum könne deshalb unendlich sein. Dieses System nimmt keine Rücksicht auf Menschenleben, auf Umweltkosten oder

Langzeitschäden. Deregulierung ist genau das, was es besagt: ein Freibrief für jeden, in kürzester Zeit so viel wie möglich an sich zu raffen.“ (20)

Das alles negiert den jahrelangen Einsatz einheimischer wie internationaler Menschenrechtsgruppen und sozialrechtlicher Bewegungen, die Afrika helfen wollen, Frieden zu halten und Regierungsformen, Menschenrechte, Gesundheit, Erziehung und wirtschaftlichen Umgang mit natürlichen Ressourcen auf dem eigenen Kontinent zu verbessern.

Gleichzeitig fürchtet eine wachsende Zahl von betroffenen und gutwilligen Menschen in der reichen Welt, „etwas Gutes zu tun“ oder „etwas zu verändern“ an den Lebensumständen der Afrikaner. Das ist ein ermutigender Trend. Aber Gutes zu tun oder etwas zu verändern beginnt mit dem Lernen über den Kontinent, seine Vergangenheit, seine Gegenwart, und damit, die Menschen zu fragen, was sie benötigen. Brauchen die Leute in Afrika wirklich Container voll gebrauchter Teddybären oder sonstwie Ausgesondertes aus den reichen Ländern, das die Versuche der Afrikaner unterminiert, selbst zu produzieren, was sie konsumieren und zu konsumieren, was sie produzieren? Warum in aller Welt sollten gesunde Erwachsene in irgendeinem sich entwickelnden Land nordamerikanische Teenager und Missionare brauchen, um ihnen ein Haus zu bauen oder einen Zaun um ihre Farm? Egal, wie gut die Absichten hinter vielen Hilfsprojekten sind, sie dürften nutzlos oder schlimmer sein, wenn sie nicht auf einem tiefen Verständnis für die afrikanischen Probleme gründen und für deren Ursachen.

Manche Entwicklungshelfer eilen zu dem Kontinent bewaffnet mit massenweise gutem Willen, aber mit nur geringer Kenntnis von seiner Geographie und Geschichte, seinen politischen Grenzen, ethnischen Gegebenheiten, kulturellen Unterschieden, seiner politischen Führerschaft oder von Afrikas eigener Wissensbasis und seinen wirklichen Bedürfnissen. Viele Afrikaner kleben den ganzen Tag an ihren Radios und hören internationale Sender und ihre eigenen lokalen Stationen. Sie sind immer hungrig nach mehr Wissen, politischen Nachrichten und Zusammenhängen zwischen afrikanischem und Weltgeschehen. Viele von ihnen fragen sich auch, was schlecht informierte Außenseiter ihnen anzubieten hätten. Leute, die nach Afrika kommen wollen, um zuzuhören und zu lernen, werden ihren Einsatz am Ende belohnt finden. Viele sind so gekommen und fanden es dann schwer, wieder nach Hause zu gehen, wenn auch reicher durch ihre Erfahrungen.

Vieles kann man lernen von Afrika und seinen Philosophien und Kulturen, das die weniger attraktiven Seiten moderner Gesellschaften mildern könnte, wo materielle Dinge wichtiger scheinen als lebendige Menschen. Afrika ist reich an Geist und Lebendigkeit, obwohl der Kontinent immer mehr seine eigene Identität verliert, seinen Stolz, seine Wälder, seine Wasserstraßen, seine natürlichen Ressourcen, sein Land und seinen kulturellen Reichtum durch seinen Sturz in eine ökonomische Entwicklung, die unglücklicherweise ökologisch bezahlt werden muss. Nun versinkt es nicht nur in Krokodilstränen, sondern auch in Plastik und Müll, und es erstickt unter giftigen Wolken von brennendem Abfall.

Wäre es mir möglich, würde ich verlangen, dass die Experten eine Pause machten - ihre Kalkulationstabellen für nur wenige Augenblicke aus der Hand legten - und einen festen, unverstellten Blick auf den schlimmen Weg richteten, dem die reiche industrialisierte Welt gefolgt ist, trotz aller offensichtlichen Umweltzerstörung und Klimaänderung in seinem Verlauf. Wenn sie sich weigern, was sie wohl tun werden, wird der Export unserer Fehler (zusammen mit einem Gutteil unseres Unrats und unserer Toxine) nach Afrika weitergehen. Die verarmte Mehrheit der Welt ist am meisten verletzbar durch den Klimawandel, aber sie hat sich nicht an dem verschwenderischen Lebensstils erfreut, der ihn verschuldet hat.

Dieses Buch ist mein persönlicher Versuch, ein wenig Sinn zu finden in den Widersprüchen, die viele der Entwicklungskonzepte in Afrika vereiteln durch erklärte Absichten und Aktionen, die oft nicht zusammengehen mit realen Absichten und Aktionen. Das alles kam für mich langsam zutage und nahm Gestalt an während der vielen Jahre, in denen ich in Afrika lebte, Kinder großzog, als Journalistin arbeitete und von Afrika berichtete. Nur langsam begriff ich die beiden Wirklichkeiten, die sich so nachteilig auf den Kontinent auswirkten. Die erste ist das enorme Ausmaß der Ungerechtigkeit, das Afrika erlitt durch die europäische Kolonisation und dann die Neokolonisation. Die zweite ist die Gefahr durch die westliche Weltanschauung, deren Anhänger dazu verdammt scheinen, andere Kulturen und Kontinente zu ihrem eigenen, wie sie meinen, überlegenen Weg zu verurteilen, zu dem angeblich einzig gangbaren Weg, der Einbahnstraße zu ihrer eigenen Definition von Fortschritt.

Ohne eine große Veränderung im modernen Bewusstsein und ohne Rücksicht auf den Planeten, der uns erhält, werden wir wie ich glaube nicht nur Afrika, das bereits unter veränderten Regenzeiten mit der Folge von Ernteeinbußen und Wassermangel leidet, sondern letztlich jeden Menschen auf diesem Planeten zu einer düsteren Zukunft verdammen. Ständig steigende Lebensmittel- und Kraftstoffpreise, Hunger und Unruhen unter den Ärmsten der Welt sind jetzt schon die Spitze des schmelzenden Eisbergs.

Afrika weiß gut, wie man leben kann ohne all die modernen Energie fressenden Annehmlichkeiten, die gewöhnlich unter Fortschritt verstanden werden. Vielleicht ist es an der Zeit, dass wir von der Weisheit des Kontinents zu lernen versuchen, bevor diese Weisheit endgültig verloren geht. Zeit, dass wir innehalten, um zu sehen, ob wir nicht Staub in unseren Augen haben.

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: [info@wloe.org](mailto:info@wloe.org)

Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.

## TEIL I



## Der herzförmige Kontinent wird gebrochen

### Kapitel 1

#### Wer ist verrückt?

---

*Könnte es für uns ein größeres Wunder geben als das, für einen Moment durch die Augen eines anderen zu sehen? Wir könnten eine Stunde lang in allen Zeitaltern der Welt leben; ach, in allen Welten der Zeitalter.*

Henry David Thoreau (21)

*Ich reise, um andere Bewusstseinssebenen zu entdecken.*

V. S. Naipaul (22)

Es war im März 2003, und ich war in Niafunké im Norden von Mali, um die Geschichte eines vielfach mit Preisen ausgezeichneten afrikanischen Blues-Sängers zu recherchieren. Ich hatte ihm gerade angedeutet - nicht sehr diplomatisch oder höflich -, dass manche Leute ihn für verrückt halten dürften, für „*fou*“.

„*Fou?*“ sagte er mit einem erstaunten Blick auf mich, ehe er mir den Rücken kehrte und davonschritt. Sein blau- und pinkfarbenes Baumwollgewand umflatterte ihn, als er sich über die trockenen, zerbröckelnden Schlammflächen bewegte, die, wie er mich informiert hatte, seine „künstlich bewässerten Reisfelder“ waren. Ich jagte ihm nach. An diesem windigen und extrem heißen Tag der späten Trockenzeit, mit wehenden Schwaden von Saharasaand über dem aufgebrochenen Boden unter unseren Füßen, nahm Ali Farka Touré mich mit auf eine Tour durch seine Farm. Ich war gerade nach Mali von der Elfenbeinküste zurückgekommen, wo ich über den Bürgerkrieg berichtet hatte, der diese Nation in zwei Hälften geteilt hatte; die Rebellen kontrollierten den Norden und die Regierung von Laurent Gbagbo den Süden. Es war eine große Erleichterung, wieder zurück in dem friedlichen Mali zu sein nach den Schrecken des Krieges südlich der Grenze. Sogar die lange Fahrt - zwei Tage auf der Straße oder im Sand nach der Straße suchend, die uns nach Timbuktu bringen würde - war ein Vergnügen nach der Reise durch ein Kriegsgebiet, wo jeder, vom sehr jungen Mädchen bis zum älteren Mann, für einen Kampf gekleidet und gewappnet zu sein schien.

Hier dagegen arbeitete Ali Farka intensiv an einem friedvollen Unternehmen. Wie er sagte, war es sein Ehrgeiz, die wüstenartige Landschaft am Ufer des Niger in üppige grüne Felder und reiche Obstplantagen zu verwandeln. Er sprach fast pausenlos über seinen Traum, den Wasserweg des Landes zu Malis Brotkorb zu machen, um die Menschen des riesigen Wüstengebiets im Norden des Landes zu ernähren. Es schien, als spräche er mehr zu sich selbst als zu mir, als versuche er hartnäckig sich selbst davon zu überzeugen, dass er seine armseligen Reisfelder wiederbeleben und eine Oase schaffen könne, wo jetzt sein kränklicher Obstgarten stand. Die Hälfte der von ihm gepflanzten 3.800 Obstbäume war verkümmert und starb im gnadenlosen Wüstenwind.

Zehn Jahre davor war Ali Farka um den Globus getourt als einer der meistgefeierten Musiker Afrikas, und er genoss das Leben in den Fünf-Sterne-Hotels der Hauptstädte der Welt. Er hatte all den Erfolg eines amerikanischen Idols, aber ohne den brennenden Hunger nach Ruhm, der die Welt überschwemmt hat wie eine Epidemie der Eitelkeit. Ohne sich besonders um den Erfolg zu bemühen, hatte Touré Amerikas größte Anerkennung für Musiker, den Grammy Award gewonnen für das Album *Talking Timbuktu* (23), das er zusammen mit Ry Cooder gemacht hatte.

Heute allerdings sprach er nicht über Timbuktu; alles worüber er sprechen wollte betraf die Landwirtschaft. Mit etwa 62 Jahren, nach fünf Musiktourneen rund um die Welt, war dieser malische Bluessänger nach Hause gekommen, um in der

notleidenden Wüstenstadt Niafunké als Farmer zu leben. (24) Er sagte, er produziere die Lebensmittel für den Unterhalt seiner zwei Frauen, neun Kinder, zehn Enkelkinder und fünfzig anderer Menschen, die er nun in seiner Heimatstadt ernähre. Er danke Allah, dass er dazu in der Lage sei.

Mit einem Lächeln, das vorgab, er sei darüber nicht besonders beunruhigt, erzählte er mir, er habe kein Geld mehr. Er hatte eine Menge in die Farm gesteckt, für die teuren Obstbaumschösslinge und für Zement, der von der malischen Hauptstadt Bamako den Niger hinunter auf riesigen flachen Schleppkähnen verschifft wurde zum Bau der nun leeren Bewässerungskanäle. Noch mehr seines Geldes war in städtische Entwicklungsprojekte in Niafunké geflossen; er zahlte für Straßenreparaturen und den Bau von Abflussrinnen entlang der schmalen sandigen Gassen der Stadt. Er hatte ein kleines Hotel eröffnet, durch das er seine kleine, unbeachtete Stadt auf die touristische Landkarte zu bringen hoffte. Als der Treibstoff für den städtischen Generator zu Ende ging, zahlte er auch dafür und brachte den Sprit per Boot von Bamako flussabwärts. Und weil er ein traditioneller Mann in einer traditionellen Ecke eines relativ traditionellen afrikanischen Landes war, stand Ali Farkas Tür selbstverständlich immer offen, und es gab immer riesige gemeinschaftliche Schüsseln voll Reis und Soße für jeden, der an seinem Haus vorbeiging.

Seine eigenen Geldmittel ebenso verdorrt wie sein Obstgarten, in einem gnadenlosen Klima, in einem Wüstenneest von Lehmhütten mit Stroh- oder Blechdächern, müsste da nicht zwangsläufig, dachte ich, seine Entscheidung zur Rückkehr in ein Meer menschlicher Not, das sich soweit das Auge reichte in alle Richtungen erstreckte, für übergeschnappt gehalten werden?

Ich sagte Derartiges, als ich neben ihm hockte, während er seine erste Kartoffelernte ausgrub. Wie üblich umklammerte ich mein Mikrofon, als hinge mein Leben von ihm ab, schwenkte es unverschämt vor seinem Gesicht und hämmerte Fragen auf ihn ein. Und ich dachte gleichzeitig - nicht zum ersten Mal -, wie unhöflich der Beruf des Journalisten ist, wie arrogant wir Eindringlinge in Afrika sind mit unseren Kameras und endlosen Fragen. Doch ich musste die Story kriegen für wartende Redakteure und Produzenten daheim in den United Kingdoms und Kanada. Ich war jeden Tag hinter ihm her, damit er mir erzählte, warum er die Tournées und den Jetset aufgegeben hatte, um nach Niafunké zurückzukehren, um der Größte der Wohltäter zu werden.

Und er wollte über nichts anderes reden, als über das Wachstum seiner Kartoffeln.

Ich versuchte es noch einmal. „Sie hatten alles, Ali Farka. Sie waren berühmt. Sie besaßen ein Vermögen. Sie tourten um die Welt. Sie gewannen einen Grammy Award, Sie hatten überall Fans, Sie hatten internationale Plattenverträge. Sie hätten in purem Luxus leben können, wo immer Sie wollten. Das ist der Amerikanische Traum. Aber Sie gaben alles auf und kamen zurück zu Elend und harter Arbeit. Warum?“

Er antwortete nicht, weil er seine Hände in den Sand gesteckt hatte; er buddelte ein paar halbwegs gesunde Kartoffeln aus und grunzte zufrieden. Neben ihm halfen ihm sein jüngerer Bruder und seine siebenjährige Enkeltochter, mehr auszugraben. Aber jetzt brachten sie Stück für Stück nur jämmerliche und schlaffe kleine braune Dinger hervor, die mehr wie tote Mäuse als wie Kartoffeln aussahen. Termiten hatten den Großteil der Ernte vernichtet.

Ich machte ein paar mitfühlende Geräusche zum Schicksal seiner Kartoffeln, dann ging ich ihn erneut an.

„Was ich meinte, Ali Farka, ist, dass manche Leute sagen, es ist irre, hier farmen zu wollen, zu versuchen, die halbe Stadt Niafunké zu füttern. Sie sind ein berühmter Musiker, und Landwirtschaft hat wohl kaum denselben Reiz oder Glamour.“

Aber er war weiter beschäftigt mit seinen Kartoffeln, er arbeitete mit seinem Bruder und seiner Enkeltochter, um das Wenige zu sammeln, was die Termiten von der Ernte übrig gelassen hatten; sie gruben die Pflanzen aus und retteten jede gesunde Knolle, ehe sie in einem Jutesack verschwand. Fürs Abendessen, wie er sagte.

Dann, ehe ich mein Mikrofon in die Nähe seines Mundes zurückbringen konnte, war er mit etwas anderem beschäftigt; er sprang über das verdorrte Feld mit dem Gewehr über der Schulter und rief zurück, er habe einen Vogel entdeckt, der gut fürs Abendessen wäre. Er nahm sein Gewehr, zielte, feuerte und starrte über das braune Ödland von einem Feld, wo der Wind Staubhexen aufwirbelte und Büschel trockener Vegetation. Er brach in schallendes Gelächter aus, und als er die Verwirrung in unseren Gesichtern sah, erklärte er, er habe nur in einen Haufen Eselsdung geschossen, nicht auf einen Vogel. Ich lachte schließlich auch und tat, was ich schon viel früher hätte tun sollen: ich steckte das Mikrofon zurück in meine Tasche.

Ich hatte genau das getan, was ich mir geschworen hatte, nicht zu tun als fremde Journalistin in Afrika. Ich hatte auf meinen Fragen bestanden und auf meinen Vorstellungen dessen, was die Story bei anderen bewirken sollte, als die Zeit und die Stimmung dafür noch nicht reif waren. Ich hatte zuviel geschwätzt wo ich hätte zuhören, beobachten und aufnehmen sollen, um zu begreifen und herauszufinden, was die Story wirklich bedeutete.

Die Dinge laufen anders in ländlichen Gebieten, besonders in Teilen der Welt außerhalb der Reichweite von Starkstromleitungen, von leicht zugänglichem Satellitenfernsehen, befestigten Straßen und Hauptverkehrsadern mit all dem damit verbundenen rapiden sozialen Wandel. In Westafrika leben die Menschen noch größtenteils unter dem Diktat althergebrachter Umgangsformen, die Moral und Benehmen bestimmen - doch das ändert sich sehr schnell mit dem Zugang zum internationalen Film und Fernsehen, zu Handys und durch die zunehmende Mobilität junger Leute auf der Suche nach bezahlter Arbeit.

Im traditionellen Leben ist Zeit nicht etwas, was man berechnet, das einen einengt oder antreibt zu einem greifbaren Ergebnis in jeder Stunde oder Minute. Zeit ist ein

Gut, aber sie ist nicht Geld. Zeit ist etwas, was man genießt, was man achtet, woran man sich freut. Zeit regiert, nimmt ihren eigenen Verlauf, gerade wie der Niger, der seinen eigenen unvorhersehbaren und kühnen Weg durch Westafrika gräbt, von seiner Quelle in den Fouta Djallon Hügeln in Guinea quer durch Mali, wo er sich nach Norden wendet, um das Land zu einer Oase zu machen und dann nahe Timbuktu mit der Sahara Versteck zu spielen, bis er wieder nach Süden abdreht und durch das benachbarte Niger fließt und weiter durch Nigeria, um dort ein ölreiches Delta zu formen und sich schließlich in den atlantischen Ozean zu ergießen. Das mag für das Wasser nicht der beste Weg von Punkt A nach Punkt B sein. Es ist gewiss nicht der direkteste, der schnellste oder der logischste. Aber ein Fluss wie auch ein Menschenleben - ohne den relativ neuen Glauben, jeder Schritt auf seinem Weg sollte oder könnte geplant werden - verläuft ohne Wegbestimmung. Er ist die Reise. Sie ist einfach der Weg, den der Fluss nimmt.

Zum ersten Mal an diesem Tag hielt ich den Mund und folgte der Strömung. Ich folgte Ali Farka, der uns durch weitere Felder führte, weitere ausgetrocknete Bewässerungsrinnen entlang, zurück zu seinem flachbödigen Flussboot, der *Pirogue*, die uns von der Farm wegbringen würde, über den Fluss und zurück zu seinem Haus in Niafunké. Wir kletterten an Bord und Ali Farka bedeutete mir, ich solle auf dem Heimweg neben ihm auf der Mittelstrebe des Bootes sitzen. Jetzt, als ich nicht mehr mit meinem Mikrofon wedelte und Fragen stellte, war ich schließlich fähig, die subtile Schönheit des Ortes wahrzunehmen. Ich konnte endlich über manches nachdenken, was Ali Farka mir gesagt hatte, angefangen mit der Bedeutung von Familie und Bestimmung. Seine Mutter hatte ihn „Farka“ genannt, was Esel bedeutet auf Songhay, der Sprache seiner Mutter, die vor ihm neun Babys geboren und dann verloren hatte. Indem sie ihr zehntes Kind Esel nannte, hoffte sie die Geister, die Menschenkinder den Müttern wegnehmen, zu überlisten, um ihrem zehnten Kind dieses Schicksal zu ersparen. Wie Ali Farka lächelnd sagte, war die Täuschung gelungen, er hatte seine Geburt überlebt und konnte seine Geschichte erzählen, und das Gleiche galt für seine jüngeren Geschwister.

Ali Farka hatte nie eine öffentliche Schule betreten; er sagte mir, er könne weder lesen noch schreiben. Das schien seine Fähigkeit zu philosophieren, über die Mysterien des Lebens nachzudenken oder alte historische Angaben abzurufen wie ein Schüler, nicht einzuschränken. Er sagte, seine Bildung stamme nicht aus Schulen, sondern von seinen Eltern und den Älteren in der Gemeinschaft. Griots sind Westafrikas Barden - seine mündlichen Überlieferer von Ruhm und Geschichte -, und sie lehrten ihn die Geschichte seiner Leute und seiner Region. Er hatte nie Musik studiert und konnte keine Note schreiben. Seine Talente waren gottgegeben, aber sie wurden genährt von Traditionen des (Mit-)Teilens, wo Musik und Kultur integrale Bestandteile des Lebens selbst waren, nichts zum Mieten oder Verkaufen.

Als wir das nördliche Ufer des Flusses erreichten, stellte Ali Farkas jüngerer Bruder den Motor ab und ließ das Boot die restlichen fünfzig Meter bis zum grasbewachsenen Ufer driften. Ali Farka nahm seine Gitarre auf und begann die ersten Akkorde der wunderschönen Ballade „Hawa Dolo“ zu spielen. Die den Fluss begleitenden weißen Sanddünen glitzerten in der späten Nachmittagssonne. Die



schwüle Brise rührte winzige weißbemützte Wellen im milchiggrünen Wasser auf, die an das Dollbord schlugen, und tief in mir rührte sich etwas jenseits aller logischen Beschreibung oder Definition. Ich fühlte die Magie des Ortes und der Musik, die ihm entsprang wie eine Hymne auf die Majestät der Wüste, auf den Fluss, der sie durchfloss, und auf die Menschen, für die das alles Heimat bedeutete. Ich holte das Mikrofon hervor, nicht um Fragen zu stellen, sondern ich ließ es die Töne aufnehmen, die hierher gehörten, zu denen meine Stimme nicht zählte.

Als läse er meine Gedanken - oder die verschwommenen Gefühle des Wohlseins, für die ich keine Worte hatte - zeigte Ali Farka sein breites, ununterdrückbares Grinsen, sein Markenzeichen. „Dieser Fluss ist unser Gold, unsere Diamanten“, sagte er. „Er ist mein Mentor, mein Lehrer, mein Beschützer und meine Kraft.“

Er sagte, diese Musik, die der Rest der Welt den „Blues“ nennt, sei nicht den Wassern des Mississippi in den Vereinigten Staaten entsprungen, wie allgemein behauptet wird auf jener Seite des großen Ozeans, der Afrika von Nordamerika trennt. Afrikaner brachten sie mit aus ihrer Heimat genau hier im nördlichen Mali - vom Fluss, den die Songhay-Leute den Jimbala nennen, den die Malier im Süden als Djoliba kennen, während sich die Europäer für die Bezeichnung Niger entschieden haben - auf Latein „der Schwarze“. Der Fluss kann blau oder grün oder grau sein, abhängig von Wetter und Jahreszeit, und nach einem heftigen Regen färbt er sich in ein schlammiges Braun. Aber er ist wirklich niemals schwarz.

In diesen Tagen, sagte Ali Farka, sei der Jimbala - der Geist des Flusses - krank. Er sagte, die Menschen missbrauchten und missachteten seine Totems. Sie hielten Opfer und Tabus nicht mehr heilig, die den Fluss immer beschützt haben auf seinem langen Weg durch die westafrikanische Sahelzone, ein trockener Streifen Land südlich der Sahara, der sich vom Tschad im Osten bis zum gegenüber im Westen liegenden Senegal erstreckt.

„Ich habe große Angst um diesen Fluss“, sagte er. „Es bedeutet das Vorrücken der Wüste. Schauen Sie nur auf die Dünen.“

Er deutete auf die weißen Sandufer, die sich an beiden Seiten des Flusses erhoben wie Wellenkämme, bereit, in den sehr schmalen blauen Wasserstreifen zu stürzen. „Wenn sich keine Rettung findet für den Fluss, sind wir wirklich am Ende“, sagte er.

Er erzählte mir, es habe früher Tabus gegeben für das, was in den Fluss zu werfen war und was nicht; diese ungeschriebenen Gesetze hätten ihn Jahr- hunderte lang geschützt. In der modernen Zeit, als er schon litt an der massiven Entwaldung in seinem Ursprungsgebiet in Guinea, war der Niger zur Kippe für den von den schnell wachsenden Städten an seinen Ufern megatonnenweise ausgespuckten Müll geworden. Sein Wasser nahm die Toxine der modernen Welt auf: Lindan (in der Sahelzone weitverbreitet als landwirtschaftlich genutztes Pestizid) und zahllose andere Pestizide, im Überfluss angewendet auf den Farmen entlang dem Fluss, wie auch die Rückstände von Batteriefabriken und Färbereien in Bamako. Es gibt schon keine Krokodile und Flusspferde mehr im Niger, weil, wie er sagte, Jäger aus der

ganzen Welt kamen, um sie abzuschlachten in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, als Schuhe, Gürtel und Taschen aus der Haut exotischer Tiere groß in Mode waren in Europa, Asien und Nordamerika. „Also haben diese Arten nun anderswo Zuflucht gesucht“, sagte Ali Farka.

Es hatte auch Regeln gegeben, wer wo und wann den Fluss überqueren konnte. Er sagte, es störe ihn enorm, wenn er Fremde am Fluss spielen sähe, was viele Expatrierte mit ihren lauten Sea-Doos in der Nähe von Bamako täten.

Er sagte, er könne die Störung des Flusses und den fehlenden Respekt vor ihm nicht akzeptieren; dergleichen sei gefährlich: „Es fordert den Geist des Flusses heraus.“ Es gäbe um den Geist Jimbala Geheimnisse, die nicht irgendjemandem erzählt werden sollten. Große Reiche sind den Fluss entlang entstanden, und sie verstanden die Sprache des Flusses. „Weil wir die Tabus verworfen haben und den Geist des Flusses nicht mehr respektieren, fällt der Regen nicht und das Fischen ist armselig“, schloss er.

Das Boot glitt auf die flache Sandbank, aber er blieb sitzen und spielte noch mehr malischen Blues. Er schloss die Melodie mit einem Lauf von Akkorden und starrte über den einst großen Fluss, der seine Musik inspiriert hatte und ihm nun, ganz wörtlich, den Blues gab. „Ohne den Fluss“, sagte er zu niemandem, „wäre ich taub, und ich hätte keine Stimme. Wenn der Fluss aufhörte zu existieren, würde auch ich aufhören zu sein.“

Dann wandte er sich völlig überraschend zu mir und sprach direkt ins Mikrofon, um endlich die Fragen zu beantworten, mit denen ich ihn den ganzen Tag gepiesackt hatte. „Ich bin mehr Farmer als Musiker. Ich ziehe das Leben hier vor. Dieses andere Leben als Musikstar war - wenn du meinen Ausdruck entschuldigst - wie getrocknete Scheiße; du trittst hinein und es bleibt nichts hängen. Wenn Gott mir große Häuser gäbe in den Staaten oder Kanada oder Japan oder Deutschland oder Australien, könnte ich sie dann in meine Tasche stecken und heimbringen? Nein, das ist unmöglich.“

Er sagte, er wolle nicht aufhören, Musik zu machen, er werde aber nie wieder auf Tour gehen - wenn die Leute ihn live spielen hören wollten, müssten sie nichts weiter tun als nach Niafunké zu kommen. Er war aufgewachsen am Fluss, hatte seine Felder bearbeitet und von seinen Leuten gelernt, und indem er das tat, folgte er seiner Bestimmung. „Ich weiß, was ich hinter mir ließ, als ich die Tourneen aufgab und nach Hause kam. Aber meine Philosophie ist zu arbeiten, um das Leben hier besser zu machen und es mit anderen zu teilen. Was ich esse, werden die anderen essen. Was ich trinke, werden sie trinken, was ich anziehe, können sie tragen. Und ich werde immer mit dem Fluss leben.“

Im März 2006 verließ uns Ali Farka. Freunde in Mali riefen mich an und erzählten mir unter Tränen die traurige Nachricht, und sie sagten mir, das staatliche Radio ihres Landes habe sein reguläres Programm unterbrochen, um Ali Farkas Blues zu spielen. Sein Land war in Trauer. Ich saß in diesem Winter in Kanada im Schnee

fest. Ich holte meine eigenen Notizen und Aufnahmen von diesen magischen Tagen hervor, als ich ihn und seine Familie in Niafunké besucht hatte.

Ich begriff, dass die Zeit mit Ali Farka Touré mir unendlich viel mehr gegeben hatte als ein paar Radiosendungen über seine Musik und seine Entscheidung, zu seinen Wurzeln zurückzukehren und zum Geist des Flusses, der ihn und seine Leute inspiriert hatte. In Wahrheit half mein Besuch bei Ali Farka und seiner Weisheit viele Ideen in diesem Buch zu kristallisieren, Ideen, die ich in meinen Notizbüchern festgehalten hatte und die mein Bewusstsein durchdrungen hatten während der vielen Jahre in Afrika.

Als „Westerner“ geboren und aufgewachsen, sollte ich es verblüffend finden, dass ein Afrikaner, der erreicht hatte, was manche von uns in den Industrieländern lebenslang erstreben, das Leben als internationaler Star aufgibt und nach Hause zurückgeht. Aus einer anderen Perspektive war es nicht im geringsten erstaunlich. In Niafunké gab es weder Paparazzi noch war Ali Farka je in einen undurchschaubaren psychischen Zusammenbruch oder Scheidungsskandal verwickelt, den die ganze Welt voller Schadenfreude verfolgt hätte. Er starb in Würde und wurde von vielen großen Musikern und anderen Menschen betrauert, nicht nur in Mali, sondern auf der ganzen Welt. Sein Sohn, Vieux Farka Touré, macht nun dort weiter, wo die Musik seines Vaters aufgehört hat.

Was Ali Farka mir an jenem Nachmittag vermittelt hatte, bestätigte, was tausende von Begegnungen mit einsichtigen Afrikanern mir über die Jahre gezeigt hatten. Zu einem guten Leben gehört viel mehr als ein leichter Zugang zu Einkaufszentren und Fastfood-Ketten, besseren Häusern und Gärten und ein Kopf voller Pläne für den Ruhestand.

Freunde in Afrika, die es selbst gehört oder gesehen hatten, äußerten Überraschung und Schock über die Art, wie viele ältere Menschen in der reichen Welt behandelt werden, weggetan in Heime, in denen ihr Wissen verloren geht, ihr Geist in achtloser Isolation dahinschwindet, ihr Leben verlängert wird durch einen Cocktail von Medikamenten, Behandlungen und Vorschriften, bis sie sich in ihrem so reduzierten Leben fühlen wie lebende Tote. Afrikaner reden auch vom Mangel an Manieren und Respekt unter den jungen Leuten in ihren eigenen, sich schnell verändernden Gesellschaften, wo die Jungen allem den Rücken kehren, vom simpelsten guten Benehmen bis zum Respekt vor Älteren.

Malis früherer Erziehungsminister, Mohamed Lamine Traoré, ein Philosophieprofessor, wies mich darauf hin, dass die Studenten mit einer formalen, vorzugsweise westlich ausgerichteten Schulbildung die ignorantesten und die mit den schlechtesten Manieren sein konnten. Wie er vermutete, lag das daran, dass sie zu Hause keine kritische Erziehung mehr erhielten, die ihnen einen Begriff von Respekt für andere beigebracht und sie soziale Verantwortung gelehrt hätte, wodurch die Menschen dieses Landes miteinander durch dick und durch sehr dünn gehen konnten in einem der finanziell ärmsten Länder der Welt. (25) Wenn ein Malier jemanden „schlecht erzogen“ findet, dann meint er damit nicht, der Soundso

sei nicht zur Schule gegangen. Er meint, derjenige sei mit zu wenig sozialer Zuwendung aufgewachsen, um Respekt für andere und seine eigene Abstammung entwickeln zu können.

Auf Bamanakan, Sprache der Bamana in Mali und Verkehrssprache von vielen Menschen der Nation, enthält die Standard-Grußformel die Worte auf Bamanakan für guten Morgen, guten Mittag, guten Nachmittag oder guten Abend. Die übliche Antwort eines Mannes ist „n ba“, was wörtlich übersetzt „meine Mutter“ heißt, aber es bedeutet „dank meiner Mutter, die mich aufzog, geht es mir gut.“ Die Standard-Antwort einer Frau ist „nse“, wörtlich zu übersetzen mit „meine Kraft“, meint aber „dank meiner Stärke als Frau geht es mir gut.“

Dieses simple linguistische Beispiel wirft großen Zweifel auf an der Richtigkeit westlicher Vorstellungen von allgemeiner Unterdrückung von Frauenrechten und Frauenmacht in Afrika und an der Vorstellung, die Afrikanerinnen seien schwache und unglückliche Opfer. Frauen haben große Proteste angeführt und die bedeutendsten politischen Veränderungen in Westafrika bewirkt, sie haben, nur als zwei Beispiele, in Mali und Ghana Straßendemonstrationen initiiert. Nur 23 Prozent der kanadischen Parlamentarier sind Frauen; in Ruanda sind es beinahe 50 Prozent, und über 30 Prozent in Mosambik und Südafrika.

Vorurteile gibt es auf beiden Seiten. Falsche Ansichten über Leute und Leben im reichen Westen bestehen auch in Afrika. In einem Dorf in Kamerun, wo ich die Familie eines Freundes besuchte, wurde ich überall wo ich hinkam wie eine VIP behandelt. Der Vater meines Freundes räumte Zimmer und Bett für mich. Am ersten Sonntagmorgen dort entdeckte ich zu meiner großen Bestürzung, dass er die einzige Ente der Familie geschlachtet hatte und sie nun gekocht im Topf auf dem kleinen Tisch stand, den man für mich in die Mitte des kleinen Wohnraums gestellt hatte. Mir wurde bedeutet, ich möge mich zum Essen setzen, während viele Mitglieder der zahlreichen Familie drum herumstanden und zusahen. Ich fühlte mich einfach grotesk, als ich da saß wie eine Hochstaplerin, die vorgab, sie sei ein wichtiger Gast, noch lächerlicher, als man mir sagte, ich solle keinen Bissen nehmen, ehe man etwas Rotwein gefunden habe, um mein Sonntagmorgenmahl zu vervollständigen. Ich sagte ihnen, ich brauche keinen Rotwein, nicht aber ich wolle keinen, das wäre unhöflich gewesen. Es gab viel Diskussion, dann ordnete der Vater an, ich müsse warten, der Wein sei auf dem Weg und es sei hier wohlbekannt, dass „Weiße nicht essen können, ohne Rotwein zu trinken.“ Ein paar Minuten später kam ein junger Bote vom Heim des Ortsvorstands, der eine alte Flasche süßen Sangria aufgetrieben hatte mit einem fingerbreiten Rest, der mir jetzt kredenzt wurde mit Stolz und großem Hallo.

Als wir von einem Urlaub in Kanada nach Kenia zurückkamen, sagte mir Dalmas, der für uns als Wachmann arbeitete, er habe mir zwei traurige Ereignisse während unserer Abwesenheit zu berichten. Er begann damit, dass eine unserer Katzen überfahren und getötet worden sei. Dann erzählte er uns, dass der Gärtner, der jahrelang für das Haus gearbeitet und mit uns gelebt hatte, nach einer kleinen Operation zur Entfernung eines Knotens am Hals plötzlich gestorben sei. Als ich

Dalmas fragte, warum er mir die beiden traurigen Ereignisse in dieser Reihenfolge mitgeteilt habe, nämlich den Tod der Katze vor dem Tod von Peter, belehrte er mich traurig: „Weiße ziehen Tiere den Menschen vor.“

In mehreren afrikanischen Ländern wurde ich am Tragen meiner eigenen Handtasche gehindert oder am Aufnehmen einer Schaufel zum Gartenumgraben, denn es ist allgemein bekannt, dass Weiße nicht körperlich arbeiten. Wenn ich sage, dass weiße Männer und Frauen seit jeher sehr hart arbeiten - farmen, fischen oder bauen -, sehe ich oft ungläubige Blicke.

Aber einige der weitverbreiteten Gedanken über die westliche Gesellschaft, speziell über das moderne städtische Leben, können bei denen, die im Westen gelebt, studiert und gearbeitet haben, besser begründet sein. In einem Dutzend Ländern des Kontinents hörte ich zahllose Stunden lang Afrikanern zu, die die wachsende Respektlosigkeit vor und das Ausgeschlossenensein von Älteren in ihren eigenen Gemeinschaften beklagen, eine Tatsache, die sie auf importierte Werte aus den reichen Ländern zurückführen, wo der Schrei nach ewiger Jugend und Schönheit zur Obsession geworden ist und Multi-Billionen-Industrien aus dem Boden gestampft werden. Sie hadern mit der Sterilität des Lebens in neuen und „modernen“ Nachbarschaften - zunehmend ausgegrenzte Viertel - in afrikanischen Städten, wo es möglich ist, dass Menschen jahrelang Seite an Seite leben und nicht einmal ihren Namen kennen oder ein Grußwort tauschen. Andere klagen über die wachsende Entfernung zwischen den extrem Reichen, der winzigen Minderheit, und den extrem Armen, der riesigen Mehrheit. Letztere haust in Bruchbuden, zusammengeflickt aus Plastikplanen, Wellblech, alten Autoteilen und anderem, was man auf Müllkippen zusammenkramt, während nebenan, innerhalb hoher, mit Stacheldraht gekrönter Mauern, ihre obszön reichen Brüder enorme Paläste bauen.

Vielleicht müsste die Treitmühle modernen Lebens, getrieben von Geld, Grundbesitz, Wertsachen und Verlangen nach künstlicher Schönheit und künstlichem Ego - ein Leben, von dem Ali Farka gesagt hatte, es bleibe nicht an seinen Schuhen hängen - nicht das allgemein beneidete Ziel sein, das Entwicklung vorantreibt und eine Zivilisation definiert. Man muss nicht verrückt sein, nur weil man den nordamerikanischen Traum ablehnt, besonders die letzte Version, die nun die ganze Welt erfasst hat, geschürt von Eitelkeit, Intoleranz und Neid, ein Modell, das George W. Bush 2002 als „das einzig überlebende Modell menschlichen Fortschritts“ bezeichnete. (26)

Manchmal frage ich mich, ob man verrückt sein muss, um die Tatsache zu ignorieren, dass das Modell, das manche Regierende und bedeutende Ökonomen unserer Zeit billigen und vorantreiben, das Modell, das Naomi Klein Desasterkapitalismus nennt, das ist, was unsere Spezies in die ökologische Katastrophe treibt - oder in die Auslöschung.

Manchmal können die wichtigsten Grundsätze für Leben und Vernunft vergessen werden in der verrückten Jagd nach Fortschritt und der gefährlichen Annahme, dass irgendein kulturelles Experiment in einer Zivilisation ewig dauern könnte. Jared

Diamond (27) und Ronald Wright (28) haben eloquent und kraftvoll darüber geschrieben: Je erfolgreicher eine Zivilisation unter einer mächtigen Elite die unaufhaltsame Ausbeutung natürlicher Ressourcen betreibt, desto heftiger ist der Impetus für ihren Kollaps. Trotzdem meint diese Zivilisation, sie sei auf dem richtigen Weg, unbesiegbar und allen anderen überlegen.

In den letzten Jahrhunderten hat Afrika, unterdrückt wie es war von europäischen Zivilisatoren, nicht viel von dieser Hybris entwickelt. Womöglich waren die Afrikaner so lange verunglimpft worden, dass viele nun an die angeborene Überlegenheit alles Nicht-afrikanischen glaubten. Vielfach ist es in Afrika fast unmöglich, ein einheimisches Gericht oder Lebensmittel (nicht einmal Reis oder Hühnchen) auf den Speisekarten von Hotels oder Restaurants für Wohlbetuchte zu finden.

Die Idee, dass Afrika die Welt vieles lehren kann, dass es reich ist an eigenem Wissen und an Traditionen, auf die es stolz sein kann, wurde weithin ignoriert - zuerst von Ausländern und nun zunehmend von den Afrikanern selbst.

Viele Menschen in Afrika versuchen ernsthaft an ihren eigenen geschätzten Werten und Traditionen festzuhalten und finden ihren eigenen Entwicklungsweg. Es gibt afrikanische Schriftsteller, Künstler, Musiker und Denker, die verzweifelt versuchen, ihre Leute bei der Überzeugung zu halten, dass Menschen wichtiger sind als Dinge.

Ein Journalist aus Kamerun, ein Freund und Kollege von mir, trennte sich in regelmäßigen Abständen von seinem meistgeliebten *boubou* (Gewand) oder anderem materiellen Besitz, zu dem er eine besondere Beziehung hatte, und gab ihn weg an jemand Zufälligen, der es gerade brauchte. Da hatte er große Auswahl. Er sagte, das sei für ihn ein wichtiger Anstoß, nicht zu abhängig von materiellen Dingen zu werden. Ich bin froh, dass er mich niemals drängte, es ihm gleichzutun und mich von etwas zu trennen, an dem gerade mein Herz hängt - ein Schmuckstück, etwas Technisches, ein besonderes Kleidungsstück. Ich würde die Probe sicher nicht bestehen.

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: [info@wloe.org](mailto:info@wloe.org)

*Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.*

## **Kapitel 2. Nicht länger wir selbst**

*Ich bin sicher, dass ein Franzose ohne den gewohnten guten Rotwein zu seiner Mahlzeit ebenso leidet wie ein Burkinabé, der kein Wasser zu der seinen hat.*

Thomas Sankara (29)

*Geld ist das, was sie am meisten mögen, Geld ist, was sie lieben. Und Leute, die viel Geld haben, gehören zur High Society. Doch wenn du hingehst und siehst, wie sie leben, eine Schande, eine Schande. Dann wirst du entdecken, wie barbarisch sie sind, Mann, so viel wilder als wir.*

Der aus Kamerun stammende Schriftsteller, Musiker und Philosoph Francis Bebey (30)

Das Rätsel, was Menschen in Afrika eigentlich zusammenhält trotz der fehlenden Voraussetzungen, über die wir im Westen verfügen, hat in meinem Kopf gekreist seit ich 1982 zum ersten Mal auf dem Kontinent gelandet bin. Es quält mich jedes Mal mehr, wenn ich in mein Heimatland zurückkehre - für mich nun das Land des Viel-zu- viel. Es wäre gelogen, wenn ich sagte, ich hätte das Rätsel gelöst.

Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass die Frage, die mich gequält hatte - was hält Afrika lebendig trotz aller fehlenden grundlegenden Notwendigkeiten - völlig albern ist. Sie ist nur interessant, weil sie die beunruhigende Wahrheit enthüllt, dass ich, obwohl ich fast ein Vierteljahrhundert lang in Afrika gelebt und geatmet hatte, ein Opfer meiner westlichen Vorstellungen von „grundlegend“ und „Notwendigkeit“ geblieben bin.

Menschen haben diesen Planeten 250 bis 400 Jahrtausende lang beherrscht. Aber erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckten sehr wenige von ihnen in sehr wenigen geldlich und materiell reichen Ländern, dass die Liste dessen, was sie zum Leben brauchten, sprunghaft anstieg - zunächst Wasserleitung im Bad, dann in mehreren Badezimmern, erst sauberes Leitungswasser, später Trinkwasser in Flaschen, Elektrizität in unendlichen Anwendungsformen und technischen Spielereien, die wir zu brauchen meinen, Telefone und dann Telefone, die sich verhalten wie Computer, Unterhaltungssysteme, Kameras, Rekorder, Straßenbelag und Autos darauf, schließlich geländegängige Fahrzeuge, die keine Straße brauchen.

Neue Gegenstände kommen täglich auf die Liste des Notwendigen: Internet, Kreditkarten, Blackberrys, I-pods und I-phones, riesige Plasmabildschirme, totale Klimakontrolle in Häusern und Fahrzeugen, GPS in Elektronik, Uhren und Fahrzeugen. Und dann, wenn die sitzende Lebensweise, die das alles verlangt, sich auf Oberschenkel, Bäuche und Hüften niederschlägt und die Lebenserwartung verringert, kommen wir eifrig mit unseren medizinischen Erkenntnissen an: wir brauchen Gymnastik mit allen Maschinen auf denen wir schwitzen und grunzen - auf denen wir laufen, rudern, radeln, schwere Gewichte heben -, als schauspielerten wir all die schwere Arbeit, vor der wir uns bewahrt haben. Ist nicht ein bisschen Verrücktheit in dieser Logik?

Die Dinge, die betuchte Menschen auf dem Planeten notwendig nennen, sind für die meisten Menschen in Afrika jenseits der wildesten Vorstellungen oder Träume; es ist also ein Glück, dass die Mehrzahl der Afrikaner nicht ihre Zeit damit verbringt, über das zu hadern, was sie nicht hat, und nicht zulässt, dass die lange Liste dessen, was sie nicht hat, sie zu sehr deprimiert.

Ich hörte neulich eine Ghanaerin behaupten, Depression - wie wir sie verstehen und im Westen behandeln mit Antidepressiva und professioneller Psychotherapie - sei ein Symptom einer Gesellschaft, in der die Menschen nicht ausreichend miteinander reden. Sie wies darauf hin, dass mit dem Verlust der Großfamilie auch der emotionale Rückhalt verlorenging, den sie bieten kann.

Die meisten Menschen in Afrika leben ihr Leben, feiern Geburten und Hochzeiten und religiöse Feste, rackern sich ab mit Farmarbeit und den wesentlichen Aufgaben für Leben und Gesundheit. Sie tun auch die Arbeit von Zugtieren oder schieben Karren und verkaufen, was sie anbauen oder herstellen können. Sie leben oft von einem Monatseinkommen, für das nordamerikanische Kinder nur ein Hohnlächeln übrig hätten, böte man es ihnen als tägliches Taschengeld an. Nicht wenige Menschen in Afrika träumen, mühen sich, arbeiten hart und kommen zurecht und behalten ihren Glauben, dass es das ist, was Gott oder Allah oder andere Gottheiten ihnen zugedacht haben, und sie danken dafür, obwohl sie sich kaum am Leben erhalten können. Und meiner albernen Frage, was Afrika am Leben hält, kommt diese Antwort am nächsten - sie ist wirklich sehr einfach: Das Leben tut es.

Entwicklungsfachmann und Autor Giles Bolton fasst es folgendermaßen: „Meistens lebt Afrika von Tag zu Tag ohne Krisen - der Kontinent mag zwar kein Rosengarten sein, er ist aber auch kein ödes Loch voll Hoffnungslosigkeit.“ (30)

Es war für mich viel nützlicher gewesen, meinen Geist zu öffnen und den Leuten in Afrika zu erlauben, ihn mit allen Arten neuer Ideen und Gesichtspunkten zu füllen als rhetorische Fragen zu stellen, um das materielle Leben innerhalb und außerhalb Afrikas miteinander zu vergleichen. Auf diese Weise habe ich auch herausgefunden, dass vieles, was Afrikas Gesellschaften am Laufen hält, viel zu komplex ist für Worte, ganz besonders für die schwachen englischen Übersetzungen von Begriffen für Konzepte, soziale Zustände und Verhaltensweisen, die schlicht nicht existieren in unserer Sprache.

Warum brauchte ich so lange bis ich aufhörte, mich über Schmutz und Armut zu verbreiten und damit anfang, das reiche und komplexe soziale Gewebe zu



untersuchen, das überall um mich war, in jedem Land des Kontinents, in dem ich lebte? Dafür habe ich keine Antworten, aber einige Theorien.

Eine davon ist, dass ich als Journalistin oft nach Schlagzeilen und Storys suchte, die wirklich Neues verkündeten, denn ich lebte selten in einem Land, das dem Westen weniger berichtenswert erschien. Ich habe die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens in Afrika verbracht, die meiste davon in Städten oder Großstädten - sogar in Ländern -, die es niemals in die Abendnachrichten, in die Morgennachrichten oder in die Schlagzeilen gebracht haben, nicht einmal in die großen Zeitungen Nordamerikas. Burkina Faso, Kamerun, Mali und Niger sind kaum vertraute Wörter außerhalb Afrikas. Ghana, Kenia und Sierra Leone sind besser bekannt, aber erstaunlich viele Menschen in Nordamerika denken, dass Afrika ein eigenes Land ist.

Der Planet Mars kommt öfter in den großen Medien vor als die westafrikanische Nation Mali, nicht zu verwechseln mit Maui auf Hawaii oder Bali in Indonesien oder Male, der Hauptstadt der Malediven, oder Somalia am Horn von Afrika. Oder sogar mit Malawi, das eine ganz andere Afrikanische Nation ist, ein paar tausend Kilometer östlich und südlich des riesigen sandüberwehten und von Land umgebenen Mali - einst der Sitz eines wundersamen, blühenden Reiches, das sich weit über Westafrika erstreckte.

1998 bekam ich einen Anruf von Radio CBS in Chicago mit der Bitte, über den Besuch der damaligen US-Staatssekretärin Madeleine Albright in Sierra Leone zu sprechen. Der Produzent in Chicago schien überrascht als ich sagte, von Bamako nach Sierra Leone sei es ein recht langer Weg und ob Frau Albright nicht an einem anderen Tag nach Mali kommen könnte. Nein, erklärte ich, Freetown liegt nicht in Mali, es ist die Hauptstadt von Sierra Leone.

Der Mann am anderen Ende der Leitung verstummte für einen Moment, bevor er mich fragte, wo in aller Welt Mali denn nun läge, und was in aller Welt Madeleine Albright an einem solchen Platz zu suchen hätte. Ich erwähnte, dass Mali einmal ein großes Reich war, das sich über einen großen Teil Westafrikas erstreckte, mit seinem religiösen Herz in Timbuktu, ein faszinierendes Land, das der Welt viel zu zeigen hätte. Anhaltendes Schweigen am anderen Ende. Ich fuhr fort mit der Erklärung, dass Mali für die USA von strategischer Wichtigkeit ist, ein moderat muslimisches Land, das die USA unbedingt in ihrer diplomatischen und militärischen Einfluss-Sphäre behalten und pflegen wollten, das überdies an Algerien, Mauretanien und in Hörweite an Libyen grenzt, das damals noch für einen terroristischen Staat gehalten wurde. Diese Information schaffte es dann. Der CBS Produzent entschied sich für ein Interview mit mir, nicht über Mali, sondern über seine strategische Bedeutung für die USA. Mali an sich interessierte ihn nicht im Geringsten. Wie sollte es auch, wenn er nie vorher davon gehört hatte?

In bestimmter Weise, meine ich, kann Mali, wie noch andere zwei oder drei Dutzend der 53 Nationen des Kontinents, sehr stolz sein, dass es nie Schlagzeilen in den großen Medien von Nordamerika gemacht hat, solche wie Ruanda, Liberia, Äthiopien, Sierra Leone, Somalia, Südafrika, Sudan und Simbabwe. Das heißt, es hat keine Tragödien erlitten, groß genug für Schlagzeilen oder für Blockbuster in Amerika - Apartheid, Völkermord, mörderische Bürgerkriege oder Hungersnöte, grässlich genug, um die Aufmerksamkeit der Medien zu bekommen. Immerhin war

der Konflikt in der Demokratischen Republik Kongo, der die meisten Menschen seit dem Zweiten Weltkrieg tötete, irgendwie der besonderen medialen Aufmerksamkeit des Westens entgangen.

Weil ich als Reporterin in Mali arbeitete und andauernd nach Storys Ausschau hielt, die sich für Nachrichten bei BBC und Associated Press eigneten oder auch nur Interesse bei Herausgebern in Nordamerika weckten, neigte ich dazu, die reale Geschichte Malis zu übersehen, die ich doch ständig um mich hatte. So begann ich nur langsam, die komplexe und erstaunliche Welt seiner Kultur und seines täglichen Lebens wahrzunehmen und in sie einzudringen. Und obwohl ich mich darum bemühte, war der Fortschritt schmerzlich.

Der Grund dafür war einfach. Ich musste aufhören zu denken und zu sehen als die Westlerin, die ich war, aufgewachsen in einer schmucken Kleinstadt in einer gemütlichen Ecke der reichsten Nation der Welt. Das bedeutete, ich war noch abgelenkt durch das Offensichtliche und überbewertete es, wie die Verwahrlosung und den Geldmangel, der Kinder von den Schulen fernhielt, oder von so schlecht eingerichteten und ausgestatteten Schulen, dass es sich nicht lohnte, sie zu besuchen. Das hielt ganze Familien von der Gesundheitsfürsorge fern und verurteilte sie zu extrem harter Arbeit. All das sind reale und unanfechtbare Wahrheiten. Aber sie definieren nicht Mali oder gar Afrika. Nicht im Entferntesten.

Um Afrika zu würdigen, und besonders ein Land, das so heiß, trocken und finanziell arm ist wie Mali mit seinen ungeschriebenen, aber hochentwickelten und anspruchsvollen sozialen Gesetzen, wäre es gut, wenn der Fremde sich einer Art mentaler Reinigung von seinen kulturellen Vorurteilen unterziehen könnte. Oder, wie die malische Soziologin und Autorin Aminata Dramane Traoré es ausdrückte, ich müsse lernen, „mit dem Herzen zu sehen.“ Das bedeutet, mich zu befreien von der Tendenz, ein Land zu beurteilen nach dem, was ich mit meinen Ausländeraugen sehen kann. Und stattdessen die unglaubliche Organisation und Struktur zu fühlen und zu verstehen zu versuchen, die unter dem irrtümlichen Eindruck von Chaos liegt und dem sehr realen Mangel an moderner Infrastruktur, wie ausgebaute Straßen, glitzernde Bürotürme, verdeckte Kanalisation, goldene Bögen, solche Sachen eben.

!999, während ihrer kurzen Amtszeit als Malis Kulturministerin, lud Aminata Traoré Menschen aus aller Welt nach Mali ein zu einer Fahrt den Niger hinunter nach Timbuktu, um das neue Millennium zu begrüßen, obwohl es nach dem islamischen Kalender nicht das Jahr 1999, sondern 1421 war. Traoré entschied sich dennoch für eine Party in Mali, ein kulturelles Festival voll Kunst, Schönheit und Phantasie in einem der ärmsten Länder der Welt.

Sie nannte das Festival *Tombuctu 2000: Voir avec le Coeur*. ‚Mit dem Herzen sehen‘, sagte sie, war ihre Einladung für Außenstehende - und für jene Afrikaner, die eilig ihre eigenen kulturellen Werte ablehnten -, eine Reise den Niger hinunter durch Mali zu machen und dabei zu versuchen, die Dinge ein wenig anders aufzufassen. Sie sagte, es sei notwendig für die Menschen, hinter der offensichtlichen materiellen Armut die subtile Schönheit der sahelischen Landschaft zu sehen und den wunderbaren Reichtum der menschlichen

Beziehungen und des Umgangs in den Häusern und auf schlammigen Straßen in Nachbarschaften oder Dörfern aus Lehmhütten in Mali.

Meine westliche Erziehung ließ mich wünschen, ich könnte das alles wegschieben als einen Haufen bitterarmer Leute, die im Elend lebten in einem bitterarmen Land -, wie einige fremde Medien Mali und andere Länder in der Region beschrieben.

Ein Deutscher, der in Saus und Braus in den kenianischen Highlands lebte, beschrieb mir einmal seine Gefühle für die Sahelzone: „Es ist heiß und dreckig und ich hasse es.“ Traoré wollte Schluss machen mit der immer noch in manchen Entwicklungskreisen vorherrschenden Meinung, dass ein Land, das physikalisch und ökonomisch weniger entwickelt ist, deshalb auch sozial und kulturell weniger entwickelt, oder schlimmer, irgendwie minderwertig und rückständig ist und nur hilflos dasitzt und auf Unterstützung durch den Westen wartet. An dieser Sichtweise konnte auch der United Nations Human Development Index nichts ändern, der eine eher ganzheitliche Sicht hat.

Was sie mir zu vermitteln versuchte, in aller Ausführlichkeit und mit soviel Emotion, dass ihr die Stimme wegblieb, war, dass es andere Geschichten und Sichtweisen gäbe, nicht nur in Afrika, sondern überall auf der Welt. Während die Medien sich auf Konflikte in einem kriegsgeschädigten Land konzentrierten, lebten Afrikaner anderswo auf dem Kontinent in Frieden und Harmonie, getragen von ihren eigenen tiefen Traditionen und ihrem Glauben an Toleranz, Dialog und Konsens.

Sie und andere Freunde auf dem Kontinent wiesen darauf hin, dass Afrika nicht die Aufmerksamkeit und das Ansehen bekommt, die es für seine eigenen großen Entdeckungen, seine lobenswerten Traditionen und Beiträge für die Welt verdient. Das umfasst die seinen Waldbewohnern gestohlene Naturmedizin, die seinem Boden entrissenen Mineralien und Edelsteine, die musikalische Vielfalt des Stils, die viel von der modernen Musik geprägt hat. Und natürlich die Ernteerträge von Kakao, Kaffee, Gummi und Baumwolle, die Farmer von Kenia bis Senegal mühsam erarbeiteten, oft auf Kosten ihrer eigenen Ernährung und zu Weltpreisen, bestimmt von Billigmärkten und Spekulanten, weit entfernt von ihrer Farm und gleichgültig gegenüber ihrer Plackerei.

Niemals hat Afrika Wiedergutmachung erhalten für die völlige Unterbrechung seiner eigenen kulturellen und ökonomischen Entwicklung, als Millionen und Abermillionen seiner kräftigsten Jugendlichen und Erwachsenen versklavt und in Ketten in die arabischen Länder und die beiden Amerika verschifft wurden. Wer die Reise überstand, half den Vereinigten Staaten die agrikulturelle Ökonomie zu entwickeln und damit zu der superreichen Supermacht zu werden, die sie heute sind.

Jedes Kind im Westen weiß heute Bescheid über die Vernichtung der Juden durch die Deutschen, aber es gibt wenig Unterrichtsmaterial über den Holocaust im Kongo während der Zeit, als das Land die wichtigste Ressource an Gummi und Elfenbein für Europa und Nordamerika und der belgische König Leopold II. sein persönlicher Nutznießer war. Der Schätzung nach starben zehn Millionen Menschen in dieser Periode kolonialer Plünderung im Kongo, etwa die Hälfte der Bevölkerung.

„Das Herz der Finsternis“, unsterblich gemacht durch Joseph Conrads Beschreibung seines „Makels irrsinniger Raubgier“, war kein afrikanisches Herz; es war der „räuberische und mitleidlose Wahnsinn“ solcherart „zivilisierter“ Männer wie Mr. Kurtz, der durch seine Gier zum Monster wurde. (33)

Aminata Traoré sagte, sie wolle nicht, dass die Welt ihr Land oder ganz Afrika mit einem *blutenden* Herzen sähe. Afrika habe viel zuviel Mitleid und Herablassung erlebt. Was Afrika brauche - und was es nie hatte, sagte sie mir - sei Gerechtigkeit in den politischen und finanziellen Arenen, Respekt und Anerkennung, und dass seine Menschen wüssten, wie man es macht, dass man kreativ und einfallsreich durch das Millennium geht, ohne irgendwelche Hilfe des Westens.

„Ein anderes Afrika ist möglich“, war ihr Mantra.

Mali mag offiziell eines der am wenigsten entwickelten Länder der Welt sein, was Annehmlichkeiten, Einkommensverhältnisse und Kindersterblichkeit betrifft. Aber nicht, was sein kulturelles Erbe angeht oder wie die Menschen miteinander umgehen.

Zu den Freuden des Lebens und Arbeitens gehören schlagfertige Antworten; sie sind völlig normal, man erwartet sie auch zwischen Fremden, die sich zufällig treffen.

So wie die meisten in Europa oder Nordamerika lebenden Afrikaner ihre Landsleute ihre Brüder oder Schwestern nennen, bezeichnet kein Malier im Ausland oder zu Hause einen anderen Malier als „Fremden“. Also nehmen die Leute sich Zeit, einander zu begrüßen. Das heißt, dass moderne Aktivitäten - geplante Meetings, Interviews, politische Zusammenkünfte - unglaublich zeitaufwändig sein können. Für auswärtige Journalisten, die ständig den drohenden Redaktionsschluss berücksichtigen müssen, bedeutet das oft peinigende Kopfschmerzen und Übung in unterdrückter Ungeduld.

Begrüßungen sind nicht ein simples Grunzen oder ein im Vorbeigehen über die Schulter geworfenes „hi“. In jeder der vielfältigen Sprachen Westafrikas geht eine Begrüßungsrunde ungefähr so: „Wie geht es dir? Der Familie? Im Haus? Bei der Arbeit? Hast du in Frieden geschlafen?“ Und die Antwort ist etwa: „Fein, kein Problem, gut, friedlich, vielen Dank, Dank sei Gott oder Allah, gelobt sei Gott oder Allah, Friede sei mit dir, Dank sei Gott oder Allah.“

In Mali und anderen Ländern der Region ist das alles gefolgt von einem Austausch von Namen und oft von Geburtsorten oder Regionen, aus denen der Familienname stammt. Das führt unvermeidlich zur Suche nach Vorfahren, die vielleicht irgendwie mit einem der beiden verwandt sein könnten. Und dann beginnt das Witzereißeln. Das missachtet jede steife Formalität und bricht das soziale Eis, das sowieso nicht lange anhält in der sozialen Wärme und der physikalischen Hitze der Region.

„O, du bist also Keita? Dann bist du mein Sklave.“ (Unwahrscheinlich, weil Keita der Name einer noblen Familie unter den Bamana in Mali ist.)

Oder ein Bamana zu einem Fula: „Du, Diallo, du bist meine kleine Kuh.“ (35)

Oder ein Fula zu einem Bamana: „Du, Kante, dein Vater (Großvater, Urgroßvater) war mein Sklave. Du musst mir Respekt erweisen. Geh hinter mir.“

All das unter Ausbrüchen von Gelächter, die mich anfangs zugegebenermaßen völlig verwirrten, vor allem, wenn ich sah, wie meine Freundin und Kollegin, Sadio Kante, auf den äußerst gefürchteten Chef des Malischen Geheimdienstes losmarschierte und ihn verspottete, er solle sich vor ihr als Sklave verbeugen, der er - dem Namen nach - war. Sie zogen sich gegenseitig auf und lachten, als wären sie lang vermisste Cousins. Am Ende findet man gewöhnlich heraus, dass man in irgendeinem Grad „Cousin“ ist, verbunden durch alte *Sinankunya*-Allianzen ihrer Vorfahren, um Frieden zu schließen und zu halten zwischen ausgedehnten Familien, Klans und ethnischen Gruppen.

Dann gab es die sozialen Kategorien, in die Leute mit Mandé-Erbe in Westafrika, unabhängig von der ethnischen Gruppierung, eingeordnet werden konnten - den ererbten Status als „Noble“ oder Personen von „Kaste“, zu denen Griot-Barden, Flickschuster, Weber und Schmiede gehörten. (36) Wenn man Eltern hat, die zu einer dieser Gruppen gehören, erbt man ihr Gewerbe oder ihren Beruf und wird als eine Person von „Kaste“ anerkannt.

Für Außenseiter kann das sehr verwirrend sein, sogar alarmierend, wie bei der stigmatisierenden Verwendung des Wortes „Kaste“ auf Englisch und Französisch. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, das Problem objektiv anzugehen, konnte ich mich nicht von dem vorgefassten und dogmatischen Urteil freimachen, dass jede Gesellschaft, die ihre Mitglieder in Gruppen einteilt, die auf ererbten Berufen und sozialen Rollen gründen, im Sumpf eines dunklen Zeitalters steckengeblieben ist.

Ich fand eine Menge Zustimmung von Freunden in anderen Teilen Afrikas. Ein nigerianischer Journalistenfreund fasste meine anfänglichen Gedanken über Malis Kastensystem zusammen:

„Die Kastenfrage in Mali ist ein sehr kompliziertes Problem. Es ist etwas, das man nicht einfach verdammen kann, aber für jemanden, der nicht diesem System angehört, ist es schwer zu verstehen. Nicht nur für Westler, sondern auch für andere Afrikaner, die aus Ländern kommen, wo solche Dinge nicht existieren, ist es schwer zu verstehen, warum jemand, dessen Sippe Jahrhunderte lang der Kaste der Balladensänger - oder Griots - angehört hat, höher oder niedriger geschätzt werden soll als jemand, dessen Sippe Jahrhunderte lang zur Kaste der Schmiede oder Hufschmiede gehörte. Neuerdings hast du vielleicht einen Schmied oder Hufschmied, der zur Schule oder gar zu den besten Universitäten der Welt gegangen ist, aber wenn er zurück in sein eigenes Land kommt, wird er für ein Nichts gehalten. Es ist sein familiärer Hintergrund, der seiner Vorfahren, der zählt. Es ist eine Randerscheinung, aber es ist dem Fortschritt Afrikas als Ganzem abträglich.“

Ein sehr gedanken- und erkenntnisreicher Journalist aus Kamerun, Said Penda, untersucht das Kastensystem in Mali und sagt, es widerspreche den

Menschenrechten und mache Afrika Schande. Er hat einen faszinierenden und sehr kritischen Film über das Thema produziert, *Homme de Caste*. Auch hier vertrat er die Meinung, solche überkommenen Systeme müssten verändert und dem modernen Gleichheitsanspruch gerecht werden.

Malier, die mit mir über Kaste sprachen, stimmten erwartungsgemäß nicht damit überein. Einer der ersten von ihnen war Issa. Als früherer Studentenfürher und Absolvent der National School of Administration setzte sich Issa sehr für Studentenrechte und den Aufbau einer Universität in seinem Land ein. Das war 1991, im Jahr als Mali die Wandlung von der Diktatur zur Mehrparteien-Demokratie erlebte. Er hatte nur eine Frau und hatte sich selbst Monogamie gelobt, obwohl Polygamie die Norm unter Malis muslimischer Mehrheit ist. Er hatte nur ein Kind, eine Tochter, die er verwöhnte, herumschleppte und innig liebte wie kein anderer Vater in Mali, wie überhaupt kein anderer Vater, den ich kannte.

Er ist politisch aktiv und höchst kritisch gegenüber fremden Einflüssen in Malis demokratischen Prozess seit den Neunzigerjahren. Das war eine Zeit, als die Westmächte sich beeilten, die „Freundschaft“ mit afrikanischen Führern zu zementieren. Die waren gewählt worden in der demokratischen Ära, die nicht zufällig begann, als der Kalte Krieg endete und der Westen plötzlich entschied, er wolle nicht länger freundliche und ihm verpflichtete Diktatoren auf dem Kontinent. Er wollte jetzt freundliche und ihm verpflichtete gewählte Führer.

Issa diskutierte eifrig und stundenlang geopolitische Fragen und Weltgeschehen. Für mich klang er und sah aus wie ein durchaus rationaler und moderner junger Mann.

Dann begann er eines Tages von seinen Vorfahren und seinem „noblen“ Status zu sprechen. Er sagte, er sei nicht nur von nobler Geburt, ein *horon* auf Bamanankan; er sei ein *horon des horons*, ein ‚Nobler der Noblen‘. Dasselbe gelte für seine Frau Bintu, die ebenfalls einen akademischen Abschluss besaß. Er sagte, seine Tochter werde auch einen Noblen der Noblen heiraten müssen, und, falls sie sich entscheide, die Tradition zu missachten und einen Kaste-Angehörigen zu heiraten - etwa einen von der Klasse der Griots oder Schmiede oder Weber oder Schuster - dann nur „über seine Leiche.“

Ich denke, mein Gesicht verriet meinen ganzen Schock über das, was Issa da sagte. Als kanadische Babyboomerin wuchs ich in dem naiven Glauben auf, dass die soziale Klasse keine Rolle spiele für den Lebenserfolg eines Menschen. Genau so naiv glaubte ich, das Thema Klassenunterschiede sei aus und vorbei. Dass in der Oberschicht Geborene nicht mehr Aussicht auf Erfolg hätten als welche auf den mittleren Sprossen der sozialen Leiter, und dass man, wo auch immer auf der sozialen Leiter geboren, leichtfüßig an die Spitze klettern könne, ohne jeden Widerstand des Establishments. Vielleicht weil ich soziale Snobs lächerlich fand, machte ich den dummen Fehler zu glauben, dass soziale Überheblichkeit auf dem abgeschafften Geburtsrecht gründe und dass das daraus resultierende Geld nicht mit dem Lebensentwurf meines Landes zu vereinbaren sei.

Mir war völlig unbewusst, dass das Etikett Klasse und alles, was es für den Erfolg bedeutet, sehr lebendig war. Es wurde erkaufte und blühte immer glatter und glänzender in privaten Klubs und Schulen, in Bruderschaften und Schwesternschaften und in anderen elitären, nur mit Einladung zugänglichen Gruppierungen und auf exklusiven Golfplätzen in ganz Kanada. Ich dachte - fälschlicherweise -, dass in unseren modernen Zeiten mit universalem Zugang zu öffentlichen Bildungseinrichtungen, die sozialen Aufstieg erlaubten, „Klasse“ irrelevant wäre, ein ekelhaftes Relikt aus der starren Welt der europäischen Königshäuser und Titel.

Aufgrund der vielen Irrtümer in meiner eigenen Logik zu diesem Zeitpunkt und weil ich nicht wusste, dass Materialismus, Gier und *laissez-faire*-Wirtschaft Keile in die Gesellschaft treiben und soziale Schichten in der reichen Welt schaffen (37), reagierte ich sofort und negativ auf Issas Erklärung, seine Tochter müsse auf jeden Fall einen Noblen heiraten; mein Gesicht wurde eisig und ich konnte sehen, dass er meinen Schock wahrnahm.

Er hatte eine schnelle Antwort bereit. „Warum schaust du so überrascht? Das gleiche existiert im Westen“, sagte er. „Die Briten haben immer noch ihre Königsfamilie und all ihre Adligen. Und so ist es hier auch. Es gibt soziale Klassen, Leute von Kaste sind da, um zu uns Noblen aufzuschauen, aber zum Ausgleich genießen sie mehr Freiheit und Schutz für ihr Verhalten. Von uns erwartet man, dass wir unserem Status als Noble gemäß leben, also wenig sprechen und immer Würde bewahren. Und wir sind verpflichtet, auf sie zu hören und sie zu schützen.“

„Also liegt der Unterschied zwischen Noblen und Leuten von Kaste im Verhalten?“ fragte ich langsam, bemüht, meinen Geist *offen* zu halten.

„Nein“, erwiderte er ohne Zögern. „Es liegt im Blut. An der Abstammung. Meine Genealogie ist nobel. Ich habe an der Universität studiert, aber das bedeutet nicht, dass ich traditionelle Werte zurückweisen dürfte. Meine Tochter wird auch zur Schule gehen, aber sie wird niemals einen Mann von Kaste heiraten. Geld beginnt unser soziales System und seine Ausgeglichenheit zu ruinieren. Der Westen zwingt uns seine Werte auf, und deshalb müssen wir kämpfen, um das zu behalten, was gut für uns ist.“

„Ja, aber würdest du dann auch das alte Sklavensystem verteidigen?“

„Nein“, sagte er. „Im Norden bei den Tuareg gibt es noch Sklaverei. Die Bella-Leute sind die Sklaven der Tuareg, aber nicht gekauft und verkauft, wie sie es waren in der Zeit des Sklavenhandels in Afrika. Sklaverei ist ein gefährliches Wort. Und hier, im Süden von Mali, wurden ehemalige Sklaven von ihren noblen Familien adoptiert; sie tragen ihren Namen. Es gibt von Sklaven abstammende Menschen, die den noblen Namen meiner Familie tragen; sie leben in Freiheit wie alle Malier.“

„Aber Issa, noch ist...“

„Im Westen spricht jeder von Freiheit“, unterbrach er mich. „Jeder tut was er will. Wir haben nicht so viel von dieser Art von Freiheit. Du heiratest die Person, von der deine Familie annimmt, sie wird dich glücklich machen, und sie wird deine Angehörigen glücklich machen. Das sind Verstandesheiraten. Sie sind haltbarer als

Liebesheiraten. Schau dir die Scheidungen im Westen an. Scheidung war hier unmöglich, denn sie brachte Schande über die Familie. Wer sich trennte, tat das nicht öffentlich in der Stadt, sondern unter einem Baum im Busch. Dieser Baum würde dann sterben. Ich denke, wir sollten zu diesen Dingen zurückkehren. Die westliche Zivilisation hat die ganze Welt dominiert, aber sie ist nicht die beste Zivilisation. Es gibt afrikanische Zivilisation und asiatische Zivilisation, aber es ist die westliche Zivilisation, die uns so viele Katastrophen gebracht hat; die Weltkriege, die Afrikaner in Europa mitmachen und mitkämpfen mussten. Westliche Zivilisation ist Wissenschaft und Technologie. Kann uns so etwas glücklich machen? Das ist meine Frage. Wir wollen eine kulturelle Revolution in Mali, die unsere eigenen Werte zurückbringt, die wir aufgeben mussten für alle die importierten Werte. Das westliche soziale System hat unsere Gesellschaft völlig in Unordnung gebracht. Wir wurden wie Fledermäuse, weißt du? Fledermäuse sind weder Vögel noch Säugetiere, sie sind irgendetwas dazwischen. Wir sind nicht länger wir selbst. Wir wurden keine Weißen, aber wir sind auch nicht länger Schwarze. Wir müssen dringend zu unseren Traditionen zurückfinden.“

Nach dieser Lektion fühlte ich mich missbilligt und tief verunsichert. Er hatte mich dazu gebracht, über meine Vorurteile nachzudenken, aber ich war nicht überzeugt; seine Argumente erinnerten mich zu stark an die religiös fundamentalistischer oder utopistischer Kreise, die sich auf eine bestimmte historische Tradition konzentrierten und sie aufbauchten zu einem heiligen Status, den sie niemals gehabt hatte oder verdiente. Er hatte mich auch nicht davon überzeugt, dass er die jungen Leute in Mali repräsentierte, die gerade anfangen einige der modernen Freiheiten zu genießen, mit denen ich aufgewachsen war und die ich schätzte, nicht zuletzt die Erlaubnis, den eigenen Lebenspartner frei zu wählen. Das Wort Freiheit - wie Zivilisation, Entwicklung, fortschrittlich und Armut - begann sich zu winden, zu verdrehen und zu verändern in der sengenden Hitze des Mai in Mali.

Zunächst ging ich in die Stadt, um mit ein paar Mädchen in einer ziemlich angesehenen High School des Landes zu sprechen, das heißt, die jungen Frauen, die an diesem *lycée* ihren Abschluss machen, sind zumindest fähig, in der offiziellen Landessprache, Französisch, korrekt zu lesen und zu schreiben. Es ist eine katholische Mädchenschule, vorwiegend besucht von malischen muslimischen Teenagern, bei denen die Tradition, wie ich vermutete, schon ein bisschen angeknackst war. Wie ich mir einbildete, waren sie gewiss gegen eine Tradition, die sie verpflichtete, innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe zu heiraten.

Falsch. Wieder einmal.

Von den zwanzig jungen Frauen, die ich wahllos überfiel, als sie außerhalb des *Lycée Notre-Dame* im alten, baumbestandenen *Quartier du Fleuve* der Hauptstadt Malis umherschlenderten, sagten nur drei, sie würden sich gegen die Tradition stellen und einen Mann von Kaste heiraten. Sogar diese drei sagten nicht, sie würden die Tradition brechen, weil sie die alten Tabus abscheulich oder ungerecht finden. Nein, sie würden ihre eigenen Partner aus einer beliebigen sozialen Kategorie einfach nur deshalb wählen, weil - wie die 16-jährige Alimata Togo sich ausdrückte - „die Zeiten sich ändern in Mali.“

„Früher haben Griots keine Noblen geheiratet“, sagte sie. „Aber jetzt tun sie es. Ich denke, das ist so okay, weil wir wählen können, wen wir heiraten wollen. Wenn sich



ein Nobler früher in ein Griot-Mädchen verliebte, oder umgekehrt, konnten sie nicht heiraten, weil die Tradition es verbot. Jetzt, da Mischehen erlaubt sind, kann jeder jeden heiraten.

Siebzehn der jungen Frauen, die mit mir sprachen, waren viel strikter in ihren Antworten; sie bestanden darauf, sie würden nur Männer von noblem Status heiraten, selbstverständlich für sie ausgesucht von ihren Eltern und Großeltern. Interessanterweise bestanden sie darauf, von nobler Geburt zu sein, vielleicht ein Hinweis darauf, welche Bevölkerungsschicht sich Bildung für ihre Töchter leisten oder auch nur wünschen konnte. Oder vielleicht ein Hinweis darauf, dass man einem Fremden gegenüber den noblen Status beanspruchte, wenn sich die Gelegenheit ergab?

Noch fassungslos über den Mangel an, nun ja, feministischer Leidenschaft bei den jungen Frauen, trottete ich wieder davon, um meine Mentorin in allen kulturellen Fragen aufzusuchen: die Soziologin Aminata Traoré, die mich so eifrig zu lehren versucht hatte, die Dinge mit dem Herzen und nicht mit meinen westlichen Augen wahrzunehmen. Ich wollte wissen, wie malische Intellektuelle - inklusive einiger Menschenrechtler - überkommene soziale Hierarchien in ihrer Gesellschaft richtig finden konnten, die für mich wie Rezepte für Diskriminierung aussahen.

„Du musst zu verstehen versuchen, dass sogenannte „Menschen von Kaste“ nicht sozial geringer sind als Noble“, sagte Traoré langsam und vorsichtig ihre Worte wägend, als wäre sie sich ängstlich der Fallen bewusst, die sich auftäten beim Versuch, die Komplexität ihrer eigenen Kultur einer Fremden zu erklären, die gleich über sie herfallen würde mit voreiligen Urteilen. Nach Jahrhunderte langem Verdammen anderer Kulturen und Religionen rund um die Welt, haben wir Westler einen Ruf erworben, der vielen Leute in Afrika Angst davor macht, uns verwickelte Geheimnisse ihrer eigenen Gesellschaften und Länder zu enthüllen.

„Leute von Kaste haben eine besondere Rolle aufgrund ihrer Kreativität“, fuhr sie fort. „Sie sind Meister des gesprochenen Wortes, ihrer Musik oder anderer ererbter Talente. Jede Familie hat ihren eigenen Griot, und dieser Griot hilft Konflikte zu lösen, gute Ehen anzubahnen, spricht mit dir, wenn du schlimme Dinge tust und erinnert dich an deine Werte. Das befähigt die Malier, trotz Armut und Schwierigkeiten miteinander in Frieden zu leben.“

Aminata Traoré - wie Issa - fühlte, dass der „Fortschritt“ selbst das Fundament dieses Systems komplementärer Rollen in der Gesellschaft untergrub. Sie bestand darauf, dass die verschiedenen Gruppen - Noble und Menschen von Kaste, wie Gewerbetreibende und Sänger, aus denen die Kaste besteht, und sogar frühere Sklaven - nicht von oben nach unten angeordnet sind, wie die sozialen Klassen in westlichen Gesellschaften, sondern horizontal, als unterschiedliche Glieder einer Reihe. Sie sind eher Mitgliedern einer Körperschaft zu vergleichen als sozialen Klassen.

Ein anderer, der mit mir darüber sprach, war Pierre Claver Hien, ein Geschichtspräsident an der Universität von Ouagadougou im benachbarten Burkina Faso. Er sagte mir, Mali habe es geschafft, seine eigene Kultur viel besser zu beschützen als sein Land, viel besser als die meisten anderen Länder in Afrika.

Er meinte, Westler, die Malis alte soziale Unterteilung in Noble und Leute von Kaste kritisieren oder das Land rückständig nennen, seien scheinheilig.

„Malis soziale Klassen sind komplementär und gegenseitig abhängig, sie sorgen für einander“, sagte er. Sie schaffen Balance, Stabilität und geben jedem Menschen ein starkes Gefühl von Identität und eine starke soziale Verpflichtung, sich in einer Weise zu verhalten, die der ganzen Gesellschaft nützt. Es gibt wenig Kriminalität, Kämpfen ist tabu und das Land ist friedlich. Die Menschen sind in diese Klassen hineingeboren und darin glücklich. Sähest du es lieber, dass sie die westliche Klassenstruktur übernehmen, die jetzt Afrika zu beherrschen beginnt? In Amerika und Europa ist heute die Klasse einer Person davon abhängig, wie viel Geld sie hat. Geld gibt den Menschen die Macht, andere zu missbrauchen, die weniger haben, und deshalb unteren Klassen angehören. Ist das ein gerechteres System? Der Westen ist nicht in der Position, Afrika über soziale Hierarchien zu belehren. Wahrhaftig nicht.

Ich hörte Vergleichbares von Abdoul Aziz Ly, einem Wissenschaftler aus Senegal, der in Mali lebt und arbeitet. Senegal hat mehrere derselben ethnischen Gruppen und Traditionen wie sein Nachbarland Mali, und Aziz Ly ist von nobler Geburt und gehört der Ethnie der Fula an. Er vertrat die Meinung, Außenstehende könnten niemals die Komplexität oder die Wichtigkeit des traditionellen sozialen Systems von Nobilität, Kaste oder ehemaligen Sklaven begreifen. Schon gar nicht, sagte er, verstehen sie, welche Probleme erwachsen, wenn diese althergebrachte Balance gekippt und ihre Struktur durch importierte Ideen und Werte zerstört wird. Aziz Ly war, wie all meine Tutoren, sehr geduldig und legte mir alles langsam und transparent dar.

Es sind nicht nur Leute aus Europa und Nordamerika, die nicht verstehen, sagte er. Es sind auch progressive Intellektuelle aus anderen Teilen Afrikas, die im Westen ausgebildet sind und übernommen haben, was sie „westliche Paradigmen“ nennen. Als Wissenschaftler an einem westafrikanischen Forschungsinstitut, das auf besondere Probleme von Ländern der Region spezialisiert ist, die schon jetzt unter dem Klimawandel und dem sich immer rascher nach Süden ausbreitenden Sand der Sahara leiden, arbeitete Aziz Ly mit Kollegen vieler unterschiedlicher afrikanischer Nationen zusammen. Nicht alle von ihnen waren mit den sozialen Strukturen vertraut, die große blühende Reiche seinem Land hinterlassen hatten.

„Eines Tages kam ein Politikwissenschaftler ersten Ranges in mein Büro“, erzählte er mir. „Er war aus Nigeria, und als er eintrat war gerade ein Onkel von mir da, und wir machten unsere üblichen Späße. Mein Onkel saß da und der nigerianische Professor fragte mich: ‚Wer ist der Bursche?‘ Und ich erwiderte: ‚O, das ist einer meiner Sklaven.‘ Er war schockiert. Er rief alle anderen aus den Büros zusammen: ‚Kommt alle her, Aziz hat jetzt Sklaven!‘“

Aziz Ly lachte und schüttelte den Kopf. „Also versammelten sich alle um uns, um das zu diskutieren. Sie waren empört über mich, und ich bat sie schließlich, meinen „Sklaven“ zu fragen, ob er befreit werden wolle. Der Nigerianer stellte die Frage und mein Onkel sagte, er wolle nicht befreit werden. Darauf fragten sie ihn, warum nicht. Und er erklärte, es sei doch recht einträglich für ihn, denn da ich sein Nobler sei, hätte ich auch die Pflicht, ihn zu versorgen. Natürlich ist das heute nicht mehr wirklich der Fall; es ist einfach unsere Tradition und es erinnert uns daran, dass wir

zusammengehören. Darin liegt eine innere Logik, und solange du das nicht berücksichtigst, beruht deine Kritik auf einer Fehlinterpretation. Du solltest das nicht aus dem Kontext nehmen, denn sonst verwandelst du etwas sehr Positives in etwas sehr Negatives.“

Er fuhr fort und sagte, das Problem liege vielfach in der Semantik - es gäbe einfach keine Übersetzung auf Französisch oder Englisch für die von westafrikanischen Gruppen benutzten Wörter, wie Noble, Kaste, und sogenannte Sklaven. Das seien gefährlich belastete Wörter auf Englisch und Französisch, und sie dienten nur als armselige Übersetzung für Konzepte, die fremd sind für Menschen, die in diesen europäischen Sprachen aufgewachsen sind.

Trotz seiner Bedeutung für die Erhaltung des sozialen Friedens und den Zusammenhalt, der so vielen verarmten Menschen in Westafrika erlaubt, zu überleben und sich eines erfüllten Lebens zu freuen, bricht dieses althergebrachte System nun zusammen, nach Aziz Ly wirklich Hals über Kopf. Und welcher kulturelle Presslufthammer verursacht all den Schaden?

„Geld“, sagte er.

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: [info@wloe.org](mailto:info@wloe.org)